

Franziska Peikert, Tim Kuppler (Hg.)

# STERZHAUSEN REVISITED – LITERARISCHE SCHLAGLICHTER AUF EIN MODERNES DORF

mit Beiträgen von: Franziska Peikert, Tim Kuppler, Katharina Niepel-Siemon,  
Eda Tunç, Darius Wildhagen, Nora Marleen Zado



Marburg 2021





# STERZHAUSEN REVISITED – LITERARISCHE SCHLAGLICHTER AUF EIN MODERNES DORF

Franziska Peikert  
Tim Kuppler (Hg.)

**mit Beiträgen von:**

Tim Kuppler

Katharina Niepel-Siemon

Franziska Peikert

Eda Tunç

Darius Wildhagen

Nora Marleen Zado

Marburg 2021

**Franziska Peikert, Tim Kuppler (Hg.):**  
**Sterzhausen revisited - literarische Schlaglichter**  
**auf ein modernes Dorf.** – Marburg: Förderverein  
der Marburger kulturwissenschaftlichen Forschung  
und Europäischen Ethnologie e.V., 2021.

**Redaktion:** Franziska Peikert, Tim Kuppler,  
Katharina Niepel-Siemon, Nora Marleen Zado, Eda Tunç,  
Darius Wildhagen, Ina Merkel, Andrey Trofimov

**Projektleitung:** Ina Merkel

**Lektorat:** Antje van Elsbergen, Franziska Peikert

**Umschlaggestaltung:** Damir Zalyaletdinov

**Satz und Layout:** Damir Zalyaletdinov, Dmitry Birykov,  
Andrey Trofimov

**Druck und Bindung:** Alle Rechte vorbehalten.

© MakuFEE e.V. Förderverein der Marburger  
kulturwissenschaftlichen Forschung und Europäischen  
Ethnologie, 2021.

© Autoren

ISBN: 978-3-00-066580-6

e-book: 3-978-8185-0559-2

# Inhalt

**Vorwort 9**

Tim Kuppler

**Kuhbingo 15**

Katharina Niepel-Siemon

**Frisch gebacken 21**

Franziska Peikert

**Die Hauptstraße 25**

Franziska Peikert

**Im falschen Film 31**

Tim Kuppler

**Zu Hause 39**

Eda Tunç

**Ich bin, also denke ich 51**

Katharina Niepel-Siemon

**Die Dorfjugend an einem Nachmittag 55**

Darius Wildhagen

**Regenbogenwurzeln 63**

Franziska Peikert

**Zwischen Mohn und Bahnsteigkante 73**

Franziska Peikert

**Erinnern und berühren 81**

Katharina Niepel-Siemon

**Randale, Bambule,  
ein Marsch macht Schule 87**

Nora Marleen Zado

**Meine Themen, Deine Themen –  
unsere Youngsters im Feld 107**

Antje van Elsbergen

**Die Autor\*innen 111**



# Zum Geleit

Als 1976 die Professorin Ingeborg Weber-Kellermann mit Studierenden der Volkskunde, wie das Studienfach damals noch hieß, einen ziemlich kritischen Film über Jugend auf dem Dorfe für den Hessischen Rundfunk produzierte, löste sie damit Entrüstung und Empörung bei den Beteiligten aus. Die porträtierten Dorfbewohner und Dorfbewohnerinnen fühlten sich missverstanden, einseitig dargestellt und in ein Klischee von Rückständigkeit und konservativem Lebensstil gepresst, dem sie selbst damals schon entkommen wollten und wohl auch entkommen waren. In den siebziger Jahren waren die traditionellen Dorfstrukturen bereits aufgebrochen, die meisten der Erwachsenen arbeiteten nicht mehr in der Landwirtschaft, sondern in der nahegelegenen Stadt oder in den Behring-Werken, die ersten türkischen Gastarbeiter hatten sich mit ihren Fa-

milien im Dorf angesiedelt, die Kinder fuhren mit dem Bus in das moderne Schulzentrum und wollten städtische Berufe erlernen oder studieren, und die Mädchen waren darauf aus, ihr eigenes Geld zu verdienen.

Das haben die Studierenden um Prof. Ingeborg Weber-Kellermann damals durchaus erkannt. Die Jugend, so eine zentrale Aussage des Films, wolle weg aus dem Dorf, langweile sich und wolle nicht so leben wie ihre Eltern und Großeltern. Die Filmemacher\*innen erklärten diesen Drang mit den konservativen Beharrungskräften, die das Leben auf dem Dorfe zu dominieren schienen. Sie zeigten auf, dass Kinder von ihren Eltern immer noch mit Schlägen diszipliniert wurden, dass sie einer engmaschigen sozialen Kontrolle unterworfen und in ihren Bewegungsmöglichkeiten stärker eingeschränkt waren als die städtische

Jugend. Der Blick war ein vergleichender, das unausgesprochene Maß, das an das jugendliche Dorfleben angelegt wurde, war das der urbanen studentischen Jugend. Doch die Dörfer waren keine geschlossenen Gesellschaften, sondern sozial und kulturell äußerst heterogen. Sie bestanden nicht nur aus Alten und Jungen, Alteingesessenen und Neuhinzugezogenen. Der Film hat diese Verschiedenheit von Lebensentwürfen auf den Generationskonflikt reduziert. Aber kann man ihm das vorwerfen, oder hatte es nicht auch eine Berechtigung, den Fokus auf die ganz jungen Menschen zu richten?

Mehr als vierzig Jahre später kamen im Sommer 2019 erneut Studierende desselben Instituts ins Dorf – ihr Studienfach heißt jetzt Empirische Kulturwissenschaft –, um den Spuren, die der Film hinterlassen hatte, nachzugehen und um herauszufinden, was sich seitdem im Dorf verändert hat. Wir wurden sehr offenherzig und freundlich empfangen, über die alte Entrüstung hatte sich

der Schleier der Nostalgie gelegt. Wir trafen auf einige von denen, die damals sehr jung gewesen waren und deren Kindheit und Jugend im Film abgeleuchtet worden war. Sie waren, entgegen ihren damaligen Aussagen, im Dorf geblieben und schätzten das Leben auf dem Lande. In der Stadt arbeiten – ja, aber dort auch wohnen?

Wir trafen auch viele von denen, die in den siebziger Jahren ins Berufsleben gestartet oder frisch verheiratet waren, die es anders machten als ihre Eltern, und die man nicht befragt hatte. Sie hätten schon damals – das haben sie uns deutlich gemacht – andere Geschichten erzählt: von einem aktiven Vereinsleben, das sie in fremde Weltgegenden geführt hat, von Besucher\*innen aus Afrika, Polen und Japan, die mit ihnen ganze Wochen zusammengelebt, getanzt und gesungen haben, von der dörflichen Solidarität gegenüber geschiedenen, alleinerziehenden Frauen und den freundschaftlichen Beziehungen zwischen Einheimischen und Gastarbeiterfamilien.



Wir haben uns für eine Woche im nahegelegenen Landgasthof „Zur Lahnbrücke“ einquartiert, sind ins Dorf gewandert, haben uns mit Dorfbewohner\*innen, Kirchgänger\*innen, Burschen- und Mädchenschaften, Vereinsmitgliedern, Gartenbesitzer\*innen und Landwirt\*innen verabredet und sie neugierig ausgefragt. Wir haben vor allem Eindrücke gesammelt, die Zeit war viel zu knapp, um in die Tiefe zu gehen. Feldforschungen – wie diese Methode in unserem Fach heißt – gehen über Wochen und Monate, dauern manchmal Jahre. Das ist im Rahmen eines Seminars nicht zu leisten, das war uns von Anfang an klar. Aber darum ging es auch nicht. Es ging darum, die Methode auszuprobieren, zu lernen, sich auf eine unbekannte Situation einzulassen, die Hemmschwelle zu überwinden, jemand Fremden anzusprechen und um Auskunft zu bitten. Der Lern- und Erfahrungseffekt für die Studierenden war enorm.

Wir sind Ihnen, unseren Gesprächspartner\*innen, dafür sehr dankbar. Wir haben viel von und

mit Ihnen gelernt, und wir möchten Ihnen gern etwas davon zurückgeben. Sicher, die Studierenden haben die Gespräche transkribiert, das Material sortiert und ausgewertet, die Methoden reflektiert, vorläufige Thesen formuliert und Forschungsberichte geschrieben. Aber diese doch sehr dem Studium verhaftete Form, die ersten fragmentarischen Ergebnisse sollten nicht Gegenstand des vorliegenden kleinen Büchleins sein. Vielmehr haben sich die Studierenden für eine poetischere Form entschieden. Herausgekommen sind kurze fiktionale Erzählungen und Gedichte. Sie möchten darin zeigen, wie vielfältig das Leben auf dem Lande heute ist, dass die Konflikte unserer Gesellschaft – die vom Naturschutz über den Umgang mit Fremden bis zum Dumpingpreis für Lebensmittel reichen – an der Dorfgesellschaft nicht nur nicht vorbeigehen, sondern dass sie vielmehr tief darin verwickelt ist und nach eigenen Lösungen suchen muss und das auch tut. Die Dorfgemeinschaften sind Teil der Moderne, sie

stehen mittendrin in den Auseinandersetzungen unserer Zeit, und sie geben darin andere Antworten. Es lohnt sich, sie anzuhören.

*Ina Merkel*  
*Professorin am Institut*  
*für Europäische Ethnologie/Kulturwissenschaft*  
*Philipps-Universität Marburg im Juli 2020*



# Vorwort

Tim Kuppler

Der Alltag auf dem Land, die Strukturen eines Dorfs und die Lebensrealität fernab der großen Städte sind etwas, das in einer urban geprägten Öffentlichkeit mitunter schnell als uninteressant abgetan wird. Etwas, das vermeintlich von geringer Bedeutung für den Gang der Welt ist. Etwas, über das man eher aus der Distanz spricht, als es selbst zu erfahren.

Das Leben in einem beschaulichen hessischen Dorf stand daher im Fokus einer einwöchigen Feldforschung, auf die wir als Studierende der Philipps-Universität Marburg im Juni 2019 gingen. Studierende der Empirischen Kulturwissenschaft, um genauer zu sein. Moment mal, Empirische was? Um Verwirrungen vorzubeugen: Diese Sozialwissenschaft ist auch als „Europäische Ethnologie“ oder (etwas veraltet) „Volkskunde“ bekannt. In Abgrenzung zur Ethnologie, die sich

vereinfacht gesagt mit dem Fernen und Fremden beschäftigt, richtet die Empirische Kulturwissenschaft den Blick eher auf das Nahe und Alltägliche. Wir sind als Studierende also durchaus daran gewöhnt, uns mit mitteleuropäischen Kulturphänomenen zu beschäftigen, doch die wirklich unmittelbare Nähe unseres Reiseziels verblüffte manche trotzdem. Denn statt in die Ferne zu schweifen, wurde gewissermaßen ein Ziel im „Speckgürtel“ von Marburg ausgewählt: das im Norden Hessens, inmitten des Landkreises Marburg-Biedenkopf gelegene und in die Gemeinde Lahntal eingegliederte Sterzhausen. Auf den ersten Blick mag dieses Dorf wie tausend andere erscheinen, doch verbindet den ca. 2000 Einwohner\*innen starken Ort und die unweit gelegene Philipps-Universität, wie wir schnell erfuhren, eine Art gemeinsame Geschichte.

Im Jahr 2019 war es nämlich genau 43 Jahre her, dass das Dorf im Zentrum eines gezielten medialen Interesses stand. Der Dokumentarfilm „Zum Beispiel Sterzhausen – Jugendliche und ihr Dorf“, der 1976 im Hessischen Rundfunk ausgestrahlt wurde, bescherte dem Ort ungeahnte überregionale Aufmerksamkeit. Studierende des Instituts für Europäische Ethnologie der Philipps-Universität wagten damals schon einmal den Weg vom benachbarten Marburg in das ca. 10km entfernte Sterzhausen. Wie es der Titel der Dokumentation widerspiegelt, standen hier vor allem die jungen Dorfbewohner\*innen, deren Leben sich, wie es im Film hieß, „im Spannungsfeld zwischen Tradition und Moderne“ bewegte, im Fokus des studentischen Interesses. Aus einem modernen Blickwinkel betrachtet wirkt diese Produktion des Hessischen Rundfunks jedoch ziemlich altmodisch und stellenweise sogar (unfreiwillig) komisch, was nicht nur an den damals modernen Klamotten und Frisuren liegt. Wie sich

Sterzhausen in all den Jahren, die die 1970er von der Gegenwart trennen, entwickelt hat und wie das alltägliche Leben in einem modernen Dorf des 21. Jahrhunderts aussieht, waren also zwei zentrale Fragen unserer Feldforschung, die am 9. Juni 2019 begann. Ein Dokumentarfilm, wie damals, vor über drei Jahrzehnten, ist daraus nicht entstanden, auch wenn das Interesse an einem solchen während der Exkursion von Seiten der Sterzhäuser Bevölkerung mehr als einmal an uns herangetragen wurde. Auch eine wissenschaftliche Publikation ging daraus nicht hervor. Vielmehr ist es eine Sammlung literarischer Werke mit Bezug auf die gemeinsame Feldforschung geworden. Wir als studentische Autor\*innen haben hierfür die unterschiedlichsten Beiträge zu Papier gebracht: vom Gedicht bis zur Kurzgeschichte, mal näher und mal weniger nah am Material der Exkursion, auf realen Eindrücken basierend oder der eigenen Fantasie entsprungen. Einleitende Rahmentexte schaffen vor jedem der Werke den

entsprechenden Kontext und geben Einblicke in unsere Exkursionserlebnisse.

Wir möchten Prof. Dr. Ina Merkel und Andrey Trofimov für die Organisation der Exkursion, für die schöne Zeit vor Ort sowie für die große Unterstützung bei der Verwirklichung dieses Buchs

herzlich danken. Auch Dr. Antje van Elsbergen, die mit geübtem Blick Fehler und missverständliche Formulierungen aus unseren Texten pflückte, sowie dem Herausgeber dieser Publikation, dem Förderverein makuFEE e.V., sind wir zu großem Dank verpflichtet.



# Danksagung

Unser besonderer Dank gilt:

Bernd und Magnus Geißel für eine äußerst erhellende und beeindruckende Einführung in die moderne Landwirtschaft,

Dirk Geißler für das Öffnen der Türen ins Dorf und das Vermitteln von Kontakten,

Michael Meinel für kluge Ratschläge und Hintergrundinformationen zur Agrarwirtschaft,

den Mitgliedern des Tanz- und Trachtenvereins – insbesondere Frau Schneider und Familie Rösser – für anregende Gespräche über ihre Jugendzeit,

Frau Wieser, Sabrina Göbel und ihrer Freundin Sabrina, Herrn Schüttler, Lothar Amort und Uwe Baum, Katharina Geißel, Yasemin Karaman sowie Franziska und Martin aus der Haus-WG für die Erzählungen über ihren ganz persönlichen Dorfalltag,

Claudia Oette-Ruckert und Ralf Ruckert für den gebotenen Einblick in die Funktionen des Pfarramts und die Bedeutung der örtlichen Kirche,

Astrid Becker, die bereits im Film von 1976 auftauchte und uns aufschlussreiche Vergleiche gab,

dem Jugendamt e.V. und seinen jungen Besucher\*innen sowie weiteren Jugendlichen, die wir im Dorf treffen konnten, die uns eine neue Perspektive auf Sterzhausen ermöglichten,

Mehmet Kirok, den wir bei seinem Besuch des Goffeldener Begegnungscafés begleiten durften,

Frau Hörner, Frau Schnabel, Frau Kuhn und Frau Muth für ihre Natur- und Garten-Expertise

und all den Menschen, die uns schon mit kurzen Sätzen und Auskünften auf der Straße oder im Geschäft geholfen haben, unsere Vorstellung von Sterzhausen mit Leben zu füllen.



Gemeinsame Feste und Rituale sind für ein Dorf und seine Gemeinschaft äußerst wichtig. Hier wird gelacht, gesungen und sich über Neuigkeiten und Nichtigkeiten ausgetauscht. Unsere Feldforschung begann am Pfingstsonntag – der perfekte Anlass also, um sich unter die Dorfbewohner\*innen zu mischen. Wir teilten uns auf, um zwei höchst unterschiedliche Veranstaltungen zu besuchen: Während die einen einem Open-Air-Gottesdienst in der Umgebung beiwohnten, besuchten die anderen ein Fest, das in Sterzhausen selbst stattfand. „Kuhbingo“ war auf Plakaten, die das Event bewarben, zu lesen. Was sich hinter diesem rätselhaften Titel genau verbarg, wurde erst klar, als wir auf dem Festplatz ankamen. Denn neben den üblichen Ständen zur Verköstigung der Gäste fiel der Blick vor allem auf ein eingezäuntes Feld, auf dem nicht nur drei Kühe, sondern auch rasterartige Absteckungen zu sehen waren. Die Regeln für das Spiel waren einfach: Die Teilnehmenden wetteten auf ein beliebiges Feld und hofften darauf, dass eine der Kühe zufällig genau über diesem ihre Notdurft verrichtete. Kreativ ist das allemal, trotzdem können sich angesichts dessen einige Fragen aufdrängen: Zum Beispiel, was einer der lebendigen Spielfiguren in dieser besonderen Situation durch den Kopf gehen könnte.



# Kuhbingo

Katharina Niepel-Siemon

Menschen sind ja schon irgendwie süß. Eine so lustige und zugleich merkwürdige Spezies, wie ich finde. Ganz besonders, wenn sie in Herden zusammenkommen. Bevor ich mit meiner Geschichte beginne, erlauben Sie mir, dass ich mich zunächst vorstelle: Ich bin Alma. Herrje, nun hab ich das schon wieder gesagt! Ich bin so sehr an den Namen gewöhnt, den mir die Menschen gegeben haben. Nicht dass er irgendeine besondere Bedeutung hätte, es gibt so viele von uns. Schön finde ich ihn trotzdem. Aber ich schweife ab... Wo war ich? Ach ja, mein Name ist Alma und ich bin eine Kuh. Das sollte zum Verständnis vielleicht gleich zu Beginn erwähnt werden.

Also wie gesagt, die Menschen haben so allerlei verschiedene Anlässe, um sich in Herden zu treffen. Aber ein Tag im Jahr ist wirklich besonders. Meistens ist es da sehr schön draußen, die Sonne

wärmt einem den Rücken. Die Menschen begegnen sich an diesem Tag auf einer großen, grünen Wiese. Nicht so eine, wie sich unsereins wünschen würde, mit dickem, saftigem Gras. Aber wer fragt schon den Wiederkäuer? Sie schneiden es ganz kurz, ein jeder Halm gleicht dem anderen. Welch garstige Verschwendung! Es kommen unglaublich viele Menschen zu diesem Treffen. Kinder, Alte, Weibchen, Männchen. Sie tummeln sich an dem einen Ende der Wiese, schnattern miteinander und knabbern dabei an so kleinen, gelben Stangen rum. Aber jetzt kommt das Beste an der Sache, halten Sie sich fest: Zwei andere Kühe aus meiner Herde, Susi und Bertha, werden inklusive meiner Wenigkeit zum anderen Ende eben dieser Wiese gebracht. Dort stehen wir dann. Den ganzen lieben langen Tag, während die Menschen auch da sind und auf uns glotzen. Das müssen Sie sich mal

reinziehen! Normalerweise interessiert sich buchstäblich kein Mensch für uns! Ich finde es auf jeden Fall großartig, auch wenn das bedeutet, dass ich für so viele Stunden Bertha und Susi ertragen muss. Ich würde ja nie lästern, aber die beiden können schon extrem anstrengend sein.

Nun plappere und plappere ich, dabei fragen Sie sich sicher, was das Ganze hier soll. Entschuldigen Sie meine Hibbeligkeit, aber diese Zusammenkunft mit den Menschen macht mich immer ganz fröhlich und nervös zugleich. Wie abgefahren ist dieser Tag bitte? Die Menschen begaffen uns auf dieser Wiese, sie sind uns ganz nah. Und dann warten sie ab, manchmal sehr lange. Wenn irgendwann Susi, Bertha oder ich auf dieser Wiese mal müssen... Sie verstehen schon, so richtig müssen... also groß... Nummer 2 sozusagen... dann freuen sich die Menschen wie Bolle! Sie lachen, werfen ihre Arme ganz witzig in die Luft, manche beginnen sogar eine Art Hüpf-Tanz. Einfach herrlich! Ich liebe das! Warum die das tun, fra-

gen Sie sich? Woher soll ich das bitte wissen? Sie sprechen hier schließlich mit einer stinknormalen Kuh! Ich glaube aber nicht, dass es sehr viel Sinn macht. Zumindest kann ich keinen darin erkennen, schließlich muss ich ja sowieso den ganzen Tag lang, hihi. Für die Menschen ist es wohl sowas wie Unterhaltung, ein Spiel. Sie nennen es Kuhbingo. Und es scheint auch irgendwie mit dem Ort zu tun zu haben, an dem wir unser Geschäft verrichten. Manche versuchen uns nämlich durch Rufen in bestimmte Ecken zu lotsen. Aber davon lassen wir uns natürlich nicht beirren. Hach, das macht alles einen Riesenspaß! Also den Menschen und mir. Susi und Bertha machen sich einfach nur lustig über mich, nennen mich eingebildet. Ich sag ja, die beiden sind schwierig.

Irgendwann ist das Kuhbingo-Spiel beendet und die Menschen ziehen sich wieder auf den anderen Bereich der Wiese zurück. Für mich beginnt dann der zweite spannende Teil an diesem Tag, denn nun kann ich mich in meine Ecke zu-

rückziehen und Menschen beobachten. Da gibt es so viel zu entdecken! Nehmen Sie zum Beispiel die Kleidung: Viele der Menschen tragen an diesem Tag die gleichen Sachen, zumindest obenrum. Das kann ich an den Farben erkennen. Ich frage mich, was für eine Art der Markierung das sein soll. Ob sie irgendwie zueinander gehören? Natürlich mischen sie sich auch mal durch und sprechen mit denen, die anders farbig markiert sind. Aber das dauert immer nur relativ kurz, am Ende kehren sie doch wieder zu ihrer Farbgruppe zurück. Auffällig ist dabei auch, dass kaum Weibchen bestimmte Farbmarkierungen tragen. Verrückte Welt!

Natürlich teilen sich die Menschen auf der ganzen großen Fläche wieder in kleinere Grüppchen auf. Wäre bei uns ja nicht anders. Viele Kühe heißt viele Fliegen – nein, danke auch! Menschen, wie mir scheint, machen das jedoch auch an ihrem Alter fest. Kleinere Kinder sind meist bei ihren Eltern. Wenn eines der Kleinen aber mal Reiß-

aus nimmt, stürzt sofort der Vater- oder Muttermensch hinterher, um es zurückzuholen. Herzallerliebste! Wirklich komisch sind allerdings die etwas größeren Kinder. Sie wollen gar nicht gerne bei ihren Eltern oder generell bei Älteren sein und ziehen sich in Ecken zurück, die kaum zu überblicken sind. Was die da wohl tun? Das macht mich ja schon sehr neugierig, um ehrlich zu sein. Verflucht aber auch, dass ich einfach nicht über diese Absperrung springen kann! Ich hab's im Kreuz, wissen Sie. Dann gibt's auch noch die sehr alten Menschen, die können nicht mehr so gut stehen und sitzen deshalb meistens unter einem großen Stoffdach. Manche aber schaffen es trotzdem den ganzen Tag lang an diesem überdimensionierten Trog zu lehnen, aus dem sie ihr Wasser bekommen. Dieses Wasser... ich kann mir nicht helfen, damit ist irgendwas. Es ist mir wirklich ein Rätsel. Wenn ich wild spekulieren dürfte, ich würde sagen, es gibt eine geheime Zutat. Da würde ich zu gern mal von probieren! Denn die Menschen

lachen ganz arg, je mehr sie davon trinken. Sie singen auch oder fallen sich in die Arme. Auf jeden Fall haben sie dann so ein genügsames Grinsen auf dem Gesicht. Das ist mein Zeichen, in dem Moment muss ich sehr aufmerksam sein: Sobald sie in Schlangenlinien laufen, ist es fast soweit.

Ich versuche dann immer zu erraten, wer von ihnen als erstes umfällt. Das macht mir einen Heidenspaß, auch wenn es wirklich schwierig ist, mal einen Punkt für sich zu verbuchen. Haha, okay, ich schätze, ich habe mich selbst entlarvt... ich spiele gerne Menschenbingo.





In Dörfern, in denen es oftmals an Cafés, Kneipen und Co. mangelt, werden nicht selten Bäckereien zu Orten, an denen man sich begegnet, Bekannte trifft und bei Kaffee und Kuchen plaudert. Gleichzeitig verzeichnen viele Dörfer seit Jahren den Rückgang traditioneller Familienbetriebe. Auch in Sterzhausen schloss vor einiger Zeit eine beliebte, alteingesessene Bäckerei, was viele Dorfbewohner\*innen in den Gesprächen mit uns bedauerten. Hier und anderswo vermisst man den „authentischen“ Geschmack der altbewährten Brötchen und die vertraute Bedienung im Geschäft. Häufig werden die Backwaren der geschlossenen Traditionsbäckereien in den Erzählungen der Menschen über die Jahre hinweg immer größer und leckerer, der Service immer freundlicher und herzlicher, je länger es her ist, dass man den vertrauten Betrieb das letzte Mal besuchen konnte. An die Stelle der alten Familienbetriebe treten auch hier, wie so oft, Filialen von überregionalen Unternehmen und größeren Bäckereiketten. Nichtsdestotrotz erfreuen sich auch die neuen, modernen Backstuben meist großer Beliebtheit, und manch eine\*r kommt nicht nur zum Kauf von Brot oder Teilchen, sondern verweilt etwas an einem der wenigen Café-Tische.

# Frisch gebacken

Franziska Peikert

Zwei Damen sitzen vertieft ins Gespräch mit den Händen an ihren Tassen in der Ecke des Bäckerei-Cafés, eine schiebt sich ab und zu genüsslich eine volle Gabel ihres Beerenkuchens in den Mund. Man könnte jedes Wort verstehen, würde man ihnen zuhören, denn der Raum ist so klein, dass man in der Schlange stehend beinahe unfreiwillig mit ihnen am Tisch sitzt. Aus dem hinteren Raum dringt leise eine Radiomelodie an unsere Ohren, nachdem wir gerade durch die Glastür eingetreten sind und den Straßenlärm hinter uns gelassen haben. Ein Hauch von Mehl hängt in der Luft und tanzt in den nachmittäglichen Juni-Sonnenstrahlen, die es durch die halb beklebten Fensterscheiben geschafft haben. Die junge Verkäuferin lacht mit der Kundin vor uns, deren Cappuccino gerade von der Maschine gebrüht wird und mit seinem Duft in italienische Gefilde

entführen will. Obwohl sich vor den Türen ein riesiger Parkplatz befindet, von dem aus sich Eltern, Alte und Kinder trubelig in die umliegenden Lebensmittelmärkte verteilen, liegt hier alles in einer sämigen Schwere; die Luft ist dick wie die Nuss-Sahnetorte in der Auslage und aufgewärmt von Öfen, Licht und hitzig-heiteren Plaudereien. Wir begutachten die Backwaren, entscheiden uns für eine Käsestange und je einen Kaffee und geben unsere Bestellung auf, warten, bis die Heißgetränke dampfend vor uns stehen und setzen uns an den letzten freien Tisch. Leise reden wir über die anstehenden Interviews und beobachten dabei die ein- und austretenden Kund\*innen, die allesamt gut gelaunt wirken. Wir können uns in diesem Moment nicht vorstellen, dass hier auch einmal ein Mensch mit hinabgezogenen Mundwinkeln hineinkommt – oder wenn, geht er nicht

wieder mit ihnen hinaus. Als wir zahlen, kommen wir mit der Verkäuferin ins Gespräch. Ihr freundliches Gemüt passt zu der Atmosphäre und lässt uns im Nachhinein die Vermutung aufstellen, dass wir uns in einer Drehbuch-geleiteten Szene befunden haben, auf die ihre Rolle perfekt zugeschrieben wurde. Sie ist wohl höchstens einige Jahre älter als wir und erzählt liebevoll von den Dorfbewohner\*innen, die zu bedienen viel mehr Spaß mache als die Städter\*innen in der Zweifiliale, zu der sie manchmal wechseln muss. Hier kenne man sich, sagt sie lächelnd, während sie geschäftig bunte Kuchenplatten wie einen Fächer übereinander schiebt, Brötchen schichtet und Preisschilder drapiert. Nur die neuen Produkte hätten es schwer – das altbewährte Brot sei doch das Beste, und so bliebe häufig die Ware mit den hippest Namen am längsten liegen. Ein anderer Wind weht hier, ein ruhigerer. Keine Jagd nach dem Unbekannten, kein gehetzter Feierabend-Einkauf, kein May-

onnaise-Ei-Brötchen im Laufen. Hier weiß man, was man hat. Die Verkäuferin grinst und wischt über die Flächen, dabei wippt ihr blonder Zopf hin und her. Übermannt von einer seltsamen Glückseligkeit stehen wir drei zwischen Mehlwolken und Sonnenstrahlen und suhlen uns in dieser Langsamkeit, die der Jugend sonst fast schon verboten scheint. Wir erwähnen kurz den alten Film über das Dorf, der uns hierhergeführt hat, und sie nickt: Kürzlich erst habe sie mit einem Kunden darüber gesprochen, der darin zu sehen war. Lustig wäre es doch, wenn ein neuer gedreht würde – sie könne sich gut vorstellen, mitzumachen, und an die Bäckerei-Tür sollten wir einen Aufruf kleben, es gäbe sicher Resonanz. Hier hat Skepsis keinen Raum. Neugierde kann auch sämig sein wie eine Nuss-Sahnetorte, nur dass sie nicht so schnell sättigt und länger frisch bleibt. Beschwingt verlassen wir die Bäckerei und machen uns begleitet von Vogelgezwitscher auf den Weg in den Dorfkern.







Bäckerei  
Konditorei  
Steh - Cafe



Althaus

frisch belegte Brötchen

Eine gute Infrastruktur und Anschluss an den lokalen Verkehr sind eigentlich Faktoren, die das Leben auf dem Dorf attraktiver gestalten sollen und allgemein begrüßt werden. Eine Hauptstraße wie die in Sterzhausen, die den Ort zwar an die umliegenden Ortschaften anbindet, aber daher enorm viel befahren ist, kann jedoch auch Unmut hervorrufen. In unseren Gesprächen mit den Dorfbewohner\*innen war sie immer wieder Thema: Eltern haben wegen des allmorgendlichen Überquerens der Straße Angst um ihre schulpflichtigen Kinder, Anwohner\*innen klagen über Lärmbelästigung. Hier wurde schnell klar: Die lauten Autos, riesigen LKWs und oft zu schnell fahrenden Motorräder, die über die breite Verkehrsader jeden Tag durch das Dorf fahren, beeinflussen den Alltag in Sterzhausen – vor allem den der Menschen, die an der stark frequentierten Straße wohnen. Von der Ruhe und Gelassenheit, die sich so manche\*r vom Landleben verspricht, bleibt dadurch oft nicht allzu viel übrig. Nun mischt sich die Straße selbst in die Diskussionen ein.

# Die Hauptstraße

Franziska Peikert

Seit langem bin ich, ungeseh'n,  
zentrales Element  
der Dorfstrukturen, die kaum einer  
ohne mich noch kennt.

Normalerweise bin ich – halbwegs –  
still und lass' sie reden.  
Ich führe meine Arbeit aus,  
belausche ihre Fehden.

Doch jüngst bin häufig *ich* der Grund  
für wütende Gespräche.  
Sie tun einander auf mir kund,  
dass ich ihr Glück zerbräche.

Das stimmt mich traurig, bin ich  
doch so wichtig für den Ort,  
deshalb ergreif' nun leidenschaftlich,  
lautstark *ich* das Wort.

Einst war ich nur ein schmaler Pfad,  
der Kutschen grobe Richtung gab  
und über holprig' spitzen Kies  
zur nächsten großen Stadt verwies.

Rundum nur Hügel, tiefer Wald,  
entstand durch meine Weggestalt  
zunächst Bekannt-, dann Nachbarschaft,  
Handel und neue Arbeitskraft.

Die Kinder blieben, bauten aus  
das Wegenetz und Elternhaus,  
einsame Höfe wuchsen schließlich  
eng zusammen, still und friedlich.

Doch heut' erleb' ich schwere Zeiten.  
Ich bin der Grund für Zwistigkeiten,  
wo ich einst Bindungen erschuf,  
hab' ich nun einen schlechten Ruf.

Ich bin das graue Band, das trennt,  
das zeitlos, endlos, konsequent  
in rechts und links das Dorf zerteilt,  
während in, auf mir nichts weilt.

Ich bin niemandes Lieblingsort.  
Wer bei mir ist, will wieder fort,  
denn Hektik herrscht hier Tag und Nacht;  
ich halte arme Seelen wach.

Wer zu mir kommt, hat andere Ziele,  
man spült durch mich hindurch, wie Viele,  
soll Richtung geben spät wie früh  
und Sorge doch für Stau und Müh'.

Auf mir bleibt stehen nur, wer muss.  
Stets rote Ampeln, Überdruss  
begleitet jeden Kommentar  
von der immer gehetzten Schar.

Zugleich leuchten sie viel zu selten,  
beklagen Alte, Kinder, Eltern.  
Ich halte alle Menschen auf,  
und unterbreche jeden Lauf.

Leichtigkeit ist nicht mein Wesen:  
Vorwurfsvolle alte Thesen,  
donnernd schwere Lastenwagen,  
Sorgen kommen hier zum Tragen.

Auf der einen Seite wohnten  
alle jene gut Entlohnten.  
In den großen Höfen lachten  
die, die was zu lachen hatten.

Auf der and'ren Seite mussten  
die ein karges Dasein fristen,  
die mit wenig Hab und Gut  
geboren; Armut schon im Blut.

Durch meine Linie halte ich  
bis heute leider hartnäckig  
das Vorurteil der Spaltung,  
hind're freie Entfaltung.

So viel Kummer bringe ich  
in dieses Dorf, das eigentlich  
von Harmonie und Zuversicht  
erzählt und Lebenslust verspricht;

für so Viele Heimat heißt,  
Kind und Mutter, Vater, Greis.  
Ich bin all des Glückes Dieb,  
von niemandem so recht geliebt.

Doch eine Heimat braucht  
nebst festen Wurzeln auch  
Erneuerung und Weitsicht –  
durch mich als Weg ermöglicht.

Ich nehme die, die an mir siedeln,  
freundlich an die Hand,  
und führ' sie sorgsam, gradlinig  
ins unbekannt Land.

Und über mich kehren die Menschen  
wieder bei sich ein.  
Heimat heißt, ein Ort im Fluss  
und doch beständig sein.

Auf mir verbinden sich die Fäden  
vieler bunter Leben.

Man trifft sich so oft, dass sie  
gegenseitig sich verweben.

An mir führt just kein Weg vorbei,  
denn ich *bin* der Weg.  
Mein Werk ist's, Bindung herzustellen,  
mit Asphalt geklebt.

Ich mach' möglich, dass ihr in  
die Welt neugierig greift,  
Fremdes mutig an euch zieht,  
umarmt und daran reift.

Das Ungeseh'ne mach' ich sichtbar  
an der Oberfläche.

Nichts würde besser, wenn man nicht  
über Entzwei'ndes spräche.

Ich bin die Straße. Feind des Feldes,  
immer abgehängt vom Grün,  
auf mir wummert, scheppert, lärmt es  
statt zu duften, statt zu blüh'n.

Doch Leben ist nicht immer still.  
Straßen braucht, wer Austausch will.  
Wer offen sein will, muss auch reden.  
Ich bin die Straße, ich bin das Leben!





Betrachtet man den eingangs erwähnten Dokumentarfilm über Sterzhausen aus den 1970er Jahren aus einer zeitgenössischen Perspektive, kommt man nicht darum herum, über die eine oder andere Stelle zu schmunzeln oder den Kopf zu schütteln. So ging es auch vielen der Sterzhäuser Einwohner\*innen, die zu einer erneuten Vorführung des Films im Mai 2019 ins Gemeindehaus kamen. Manche Aussagen der im Film auftretenden Menschen, z.B. zu Gewalt in der Erziehung, wirken aus heutiger Sicht etwas veraltet und ein Generationenkonflikt zwischen manchen sehr konservativen Eltern und ihren progressiver geprägten Kindern deutete sich an. Eine in der Doku gezeigte ältere Dorfbewohnerin fiel vor allem durch ihre traditionelle Tracht auf, welche sie, wie im Film herausgestellt wird, damals als einzige Frau im Dorf noch trug. „Die letzte ihrer Art“ sozusagen, die mit dem heutigen Sterzhausen sicher ihre Probleme gehabt hätte. Da liegt es nahe, sich eine solche Konfrontation einmal vorzustellen.



# Im falschen Film

Tim Kuppler

Nachdem sie von der Filmleinwand herabgestiegen ist, kommt die alte Dame zuerst am Ortsschild mit der für sie altbekannten Aufschrift an und weiß ihre Eindrücke nicht so recht einzuordnen. Diese große, laute Straße, der Kirchturm in der Ferne... Das kommt ihr alles bekannt vor. Ja doch, das ist ihr Dorf, so wie sie es noch von früher kennt. Und irgendwie doch ganz anders. *Führen früher denn auch bereits so viele Autos und LKWs über die Hauptstraße? Gab es das Haus da vorne an der Ecke damals auch schon? Nein, auf keinen Fall*, denkt sie. Und doch fühlt sie sich irgendwie immer noch ein bisschen heimisch in diesem für sie jetzt so fremden Dorf.

Ihre erste Anlaufstelle ist der Dorfplatz, so wie es früher auch schon war. Der Platz ist schon von weitem an dem großen Maibaum, der darauf aufgestellt wurde, zu erkennen. Sie hätte den Weg

natürlich auch ohne diesen Hinweis gewusst. Trotzdem freut es sie, dass der Maibaum noch immer aufgestellt wird. Das hatten in ihrer Jugend bereits die Jungen ihres Jahrgangs gemacht, und die kannten den Brauch schon von ihren Vätern und Großvätern. *Schön, hier wird die Tradition wohl immer noch gelebt*, denkt sie sich, und wandert langsam weiter über den Platz im Zentrum ihres Orts.

Am oberen Ende des Platzes entdeckt sie einen Brunnen, aus dessen Säule beidseitig Wasser heraussprudelt. *Den hat es doch früher dort nicht gegeben!* Neugierig studiert sie die Inschrift an der Skulptur und muss feststellen, dass der Brunnen von einem japanischen Freundeskreis gestiftet wurde. *Japan? Woher kennen die denn in Japan mein kleines Sterzhausen?* fragt sie sich und denkt angestrengt nach. *Bestimmt liegt das an diesem*

*Film, in dem ich damals auch zu sehen war. Wahrscheinlich wurde der, aus welchem Grund auch immer, im japanischen Fernsehen gezeigt. Und jetzt wissen alle Japaner, was in Sterzhausen so los ist. Oh Gott. Am Ende wissen die in Japan sogar alle, wer ich bin. Bei dem Gedanken wird ihr ganz mulmig. Hätte ich mich doch damals nicht für diesen blöden Film breitschlagen lassen. Jetzt habe ich den Salat. Aber gut, das kann man jetzt nicht mehr ändern.* Entlang der alten Fachwerkhäuser schreitet sie weiter in Richtung Kirche.

*Hier ist die Welt noch in Ordnung.* Die alte Kirche steht da wie eh und je. Darin ist sie damals getauft worden, zur Konfirmation gegangen und hat unzählige Male auf den harten Holzbänken der Predigt des Pfarrers gelauscht. Gerade als sie schon weiter gehen will, fangen die Glocken der Kirche an zu läuten. Offensichtlich ist gleich Gottesdienst, und da muss sie natürlich hin. Mit dem Beginn der Messe und dem Erklingen des ersten Orgeltons sieht sie den neuen Pfarrer in die Kirche

kommen. *Na, ob der seine Sache auch gut macht... Die Predigt wird bestimmt nicht so schön sein wie früher. Deshalb sind bestimmt auch so wenige Leute da,* denkt sie sich im Stillen. Umso erstaunter ist sie, als der Pfarrer zu Beginn verkündet, ihn freue es, dass heute noch einmal so viele Menschen den Weg in die Kirche gefunden hätten. *Wie bitte? Sind das sonst noch weniger? In was für einer sündhaften Zeit bin ich denn hier gelandet?* fragt sie sich schockiert. Nichtsdestotrotz hört sie weiter den Worten des Pfarrers zu, so wie sie es früher auch getan hat. Aber die Predigt gefällt ihr nicht. *Zu viele Sätze zu Nächstenliebe und Toleranz. Da wurde einem früher mehr eingeheizt,* sagt sie sich, als sie die Kirche nach einer knappen Stunde verlässt und wieder auf dem von großen Bäumen beschatteten Vorplatz steht.

*Früher war der Ort doch hier vorbei. Aber nun scheinen die Straßen weiter zu gehen.* Etwas neugierig, wie sie schon immer war, will sie sich das einmal genauer ansehen. Schon nach kurzer Zeit

gerät sie auf eine Straße, die ihr ganz und gar nicht bekannt vorkommt. Auch die Häuser links und rechts wirken viel neuartiger und moderner, als sie es kennt. Sie sieht mit skeptischem Blick, dass vor den meisten Häusern auch gar keine Blumen eingepflanzt sind, sondern stattdessen unzählige Steine in sämtlichen Größen herumliegen. *Na sowas. Die werden hier wohl alle Steinmetze sein,* denkt sie sich. In den Gärten spielen Kinder, manche Erwachsene kann sie im Wohnzimmer beim Kaffeetrinken beobachten. Kennen tut sie jedoch keines der Gesichter. Ist das noch ihr Dorf? Wo sie gerade entlanggeht, gab es doch damals nur Wiesen und Wälder. Jetzt ist alles bebaut. *Und diese ganzen fremden Leute, was wollen die hier? Das sind doch alles keine echten Sterzhäuser.* Hier kommt ihr der Ort ganz fremd vor und sie den Menschen offenbar auch. Die wenigen Leute, denen sie auf der Straße begegnet, begutachten sie in ihrer traditionellen Tracht jedenfalls ziemlich argwöhnisch. *Haben die sowas etwa noch nie ge-*

*sehen?* Sie kommt sich vor wie eine Exotin, ja wie ein Zootier. Nein, hier fühlt sie sich überhaupt nicht wohl.

Sie hat ihr Schritttempo nun, so gut es für ihr Alter geht, erhöht. Herumblickend sucht sie nach irgendetwas Vertrautem, wohin sie sich flüchten kann. Und nach der nächsten Kreuzung findet sie schließlich wieder den Weg zurück ins Kerndorf. Die Straße ist hier schon etwas älter und von kleinen Schlaglöchern perforiert. Die Häuser links und rechts haben keine Steine vor der Tür, sondern Pflanzen und Blumen in sämtlichen Farben. An manchen von ihnen kann man orangene Glasbausteine oder eine bäuerliche Schnitzerei erkennen. Ja, hier fühlt sie sich direkt wieder heimischer. Diese Häuser und Gärten haben sich in all den Jahren tatsächlich kaum verändert. *Und da vorne? Ist das...?* Ja, endlich jemand, den sie kennt. Der Mann, der gerade vor seinem Haus arbeitet, ist heute wohl um die 50. Früher war er ein Freund ihrer Tochter. *Ist aber auch ganz schön alt*

*geworden*, denkt sie sich leise. Damals fanden ihn alle Mädchen wegen seiner schönen, langen Haare toll. Davon ist jetzt nur noch ein dünner Kranz unter einer glänzenden Glatze geblieben. Sie sieht, wie er aus einer Schubkarre heraus Steine in seinen Vorgarten ablädt. Den gestaltet er wohl gerade um. Die eine Hälfte ist noch mit Erde und darin sprießenden Pflanzen bedeckt, die andere sieht bereits aus wie bei den Leuten im neuen Teil des Dorfs. *Nein, schön ist doch wirklich was anderes, was das bloß soll? Jetzt fangen die hier, wo es noch so schön traditionell und dörflich ist, auch mit diesem Quatsch an.*

Der Mann, den sie bereits nur noch aus der Ferne keuchen hört, bleibt aber der einzige „echte“ Sterzhäuser, den sie hier erkennt. Obwohl die Häuser in dieser Ecke von außen noch fast so aussehen wie früher, muss sich darin also doch viel verändert haben. Um sich das genauer anzusehen, schleicht sie sich an die Türe eines der Häuser heran, um auf das Klingelschild zu schauen.

Nur um verwundert festzustellen, dass dort ganz unterschiedliche Namen draufstehen. *Na sowas! Die Leute, die hier zusammen wohnen, sind ja nicht einmal verheiratet*, empört sie sich. Jetzt sieht sie hier sogar Leute auf der Straße, die nicht einmal, wie sie sagen würde, nach Deutschen aussehen. *Eher, als kämen die aus dem Orient, der Türkei oder so. Ja, Türken gab es hier früher doch auch schon.* Aber die kennt sie nur als Gastarbeiter. Die lebten damals alle eng zusammengepfercht in dem einen heruntergekommenen Haus am Bahnhof. *Wollten wohl nicht wieder gehen, wie das eigentlich gedacht war*, sagt sie leise bei sich.

In diesem Moment fällt ihr noch etwas Seltsames auf der Straße auf: Zwei Leute kommen ihr Händchen haltend entgegen, wie ein Paar das macht. Allerdings handelt es sich dabei, zu ihrem Erstaunen, um zwei Männer. Sie hat schon mal gehört, dass es sowas auch geben soll. Aber gesehen hat sie es noch nie. Und dann auch noch hier, in ihrem kleinen Sterzhausen. *Was soll das hier denn*

*alles? Was haben die denn aus meinem schönen alten Dorf gemacht?* Fast nichts ist hier mehr, wie sie es einmal kannte: die alten schönen Geschäfte geschlossen und durch neue moderne Gewerbegebiete ersetzt, die alten Bauernhöfe umgebaut und von irgendwelchen Hippies bewohnt, die alten, grünen Wiesen zugebaut mit hässlichen, moder-

nen Häusern, die Menschen auf der Straße für sie komisch, fremd und unfreundlich.

*Nein*, denkt sie sich, *hier gehöre ich nicht mehr her*. Und leise vor sich hin schimpfend klettert sie wieder in den Film, dem sie entsprungen ist. In die gute alte Zeit. Wo die Welt, und vor allem das Dorf, für sie noch in Ordnung war.





30

T 200m T



Als in den '60er Jahren des letzten Jahrhunderts die ersten „Gastarbeiter“ nach Deutschland kamen, waren diese nicht nur in den großen Städten beschäftigt und untergebracht. Auch in Sterzhausen lebten etliche Arbeitsmigranten aus der Türkei. Ihre schwierige Wohnungssituation auf engstem Raum in einem alten Haus am Bahnhof wurde im Dokumentationsfilm aus den '70er Jahren beleuchtet. Sehnsucht nach der fernen Heimat und der dort lebenden Familie prägte damals den harten Alltag der Arbeiter. Denn genau wie überall galt auch in Sterzhausen: „Man hat Arbeitskräfte gerufen, und es kamen Menschen“. Und so wurden etliche dieser Menschen in Deutschland sesshaft, holten ihre Familien zu sich und bekamen auch Kinder, die nun in deutschen Städten und Dörfern wie Sterzhausen aufwuchsen. Dass auch heute noch Menschen aus anderen Ländern neu in die Gemeinden des Lahntals kommen, konnten wir bei einem Besuch des „Begegnungscafés“ im Nachbarort Goßfelden im Gespräch mit geflüchteten Menschen erfahren. Trotz Problemen bei der Job- oder Wohnungssuche berichteten sie auch viel Positives über ihr neues Leben im Lahntal und die Hilfe, die sie bekommen; es sind die Anfänge von neuen Migrationsgeschichten in Deutschland.



# Zu Hause

Eda Tunç

**1976**

*Schon wieder Bohneneintopf*, denkt sich Osman, als er nach einem langen Arbeitstag und mit einem Bärenhunger endlich die Küche der Gemeinschaftsunterkunft betritt. Wenn es mal keine Nudeln zum Abendessen gibt, dann gibt es Bohneneintopf mit Reis. Also gefühlt alle zwei Tage. Ihm wird erneut bewusst, wie sehr er die Kochkünste seiner Ehefrau vermisst. Doch er will sich nicht beschweren. Das Gericht ist einfach zu kochen und keiner in diesem Haus kann von sich behaupten, ein guter Koch zu sein. Auch Osman nicht. *Wenigstens kommt mehr oder weniger regelmäßig etwas Warmes auf den Tisch. Das ist auch nicht immer selbstverständlich*, redet er sich ein, während er sich seinen Anteil nimmt und sich mit seinem Teller auf den alten Diwan setzt, der in der

hinteren rechten Ecke des Raumes steht. Die wenigen Plätze am Esstisch haben – wie so oft – seine Mitbewohner ergattert. Sie alle sind aus der Türkei hergekommen. Zwar aus unterschiedlichen Städten mit unterschiedlichen Kulturen und Dialekten, aber ihre Unterschiede spielen hier keine Rolle. Hier gehören sie zu *einer* Gruppe. Der Gruppe der Gastarbeiter.

Die winzige und schlecht ausgestattete Küche dient gleichzeitig als Wohn- und Esszimmer. Für einige seiner Mitbewohner auch als Schlafzimmer. Das hat einen einfachen Grund: Vierzehn Personen leben hier auf engstem Raum zusammen. In fünf Zimmern, um genau zu sein. Von Privatsphäre können Osman und seine Mitbewohner also nur träumen. Darauf würden sie auch verzichten können, wenn doch nur die sanitären

Einrichtungen der Unterkunft einigermaßen zumutbar wären. Für Deutsche ist das Haus anscheinend nicht gut genug. Osman und die anderen haben jedoch keine Wahl. Sie nehmen, was sie kriegen können. Der Gedanke, dass sie hier nur vorübergehend leben, macht das Ganze etwas erträglicher. Hauptsache ein Dach über dem Kopf. Wenn sie einmal zurück in der Türkei sind, werden sie sich mit ihrem hart erarbeiteten Geld die schönsten Häuser und Wohnungen leisten können. Osman wirft einen Blick aus dem kleinen Küchenfenster. Es ist schon wieder dunkel. In den Wintermonaten sieht er kaum Tageslicht. Seine Arbeit in der Eisengießerei, welche sich im Nachbardorf befindet, beginnt meist lange bevor die Sonne aufgeht. Bis er endlich Feierabend hat, ist sie bereits wieder untergegangen. Ähnlich, wenn nicht sogar schlimmer, ist es, wenn er in der Nachtschicht arbeitet. Im Winter sind hier die Tage viel kürzer als in seinem Heimatland. Das ist ihm bereits während seines ersten Win-

ters in Deutschland schmerzlich bewusst geworden. Nun ist es schon sein fünfter. Die Zeit vergeht schnell, aber für Osmans Geschmack nicht schnell genug. Er hatte nie geplant, so lange zu bleiben.

Osman ist erschöpft. Körperlich und geistig. Tagtäglich muss er schwere und vor allem schmutzige Schichtarbeit leisten. Unter komplett unzureichenden Sicherheitsvorkehrungen, wohlgemerkt. Schutzkleidung ist an seinem Arbeitsplatz leider Mangelware. An die Wunden und Verbrennungen hat er sich deshalb schon fast gewöhnt. Eigentlich ist Osman gelernter Schneider. Doch hier arbeitet er, wo er gebraucht wird. Und was Deutschland momentan braucht, sind Arbeitsmaschinen, keine Schneider. Seine Berufsausbildung, hat er sich sagen lassen, würde hier sowieso nicht anerkannt werden. Auch Osmans Arbeitskollegen sind Gastarbeiter. Wie er kommen die meisten aus der Türkei. Deutsche arbeiten nur in besser bezahlten Positionen.

Aber jeder weiß: Ohne die Gastarbeiter müsste das Unternehmen wahrscheinlich stillgelegt werden. Deswegen hofft Osman, dass seine harte Arbeit wenigstens wertgeschätzt wird.

Nicht nur die große Arbeitsbelastung zehrt an seinen Kräften, sondern auch Einsamkeit und Heimweh. Am liebsten würde er seine Sachen packen und noch heute heimkehren. Aber es gibt einen Grund, warum er gekommen ist. Deswegen kämpft er sich durch. Seine Familie ist es ihm wert. Bald wird er genug Geld gespart haben, um zu ihnen zurückkehren zu können. Er wird seiner Frau und seinen Kindern endlich das Leben ermöglichen, das sie verdienen.

### 1979

Der Schulbus ist wie gewöhnlich sehr voll, aber heute ist Mustafas Glückstag. Sein bester Freund Christian hat ihm einen Sitzplatz freihalten können. Deswegen muss er heute ausnahmsweise mal nicht stehen. Die beiden Jungen kennen sich

seit ungefähr zwei Jahren, also seitdem Mustafa in Deutschland lebt. Er kommt nämlich eigentlich aus der Türkei. Sein Vater Osman lebt bereits viel, viel länger in Deutschland, denn er ist ein sogenannter „Gastarbeiter“. Das Wort kennt Mustafa aus dem Schulunterricht. Vor einigen Jahren kam der Vater ganz alleine nach Deutschland, um hier zu arbeiten. Irgendwann vermisste er seine Familie jedoch so sehr, dass er sich entschied, auch sie nach Deutschland zu holen.

Darum geht Mustafa nun auf eine deutsche Schule. Er ist der einzige Türke in seiner Klasse und hat nur deutsche Freunde. Seine Eltern finden das gut, weil er so viel schneller Deutsch lernen kann. Tatsächlich kann sich Mustafa bereits besser in der Landessprache verständigen als seine Eltern. Zwar hat er immer noch Probleme mit der Grammatik, was ihm vor allem im Deutschunterricht große Schwierigkeiten bereitet, und einen ziemlich starken Akzent, aber mit der Zeit wird sich das schon bessern. Zumindest

sagt das seine Deutschlehrerin. Manchmal machen sich seine Schulkameraden über seine Aussprache lustig. Dann lacht Mustafa einfach mit. Sie können seinen Namen ja auch nicht richtig aussprechen.

Die meisten seiner Schulkameraden sind aber nett zu ihm. Nur einen Jungen, den kann er überhaupt nicht leiden. Neulich hat dieser nämlich behauptet, dass es bei Türken zu Hause dreckig sei. Das hat Mustafa sehr verletzt. Die Wohnung, in der er mit seiner Familie lebt, ist zwar etwas klein und ihre Möbel sind aufgrund der Tatsache, dass sie nur vorübergehend in Deutschland leben, nicht sonderlich schön, aber seine Mutter kümmert sich stets darum, dass alles blitzblank sauber ist. Das wüsste dieser Junge, wenn er sie mal besuchen würde.

Leider haben Mustafas Eltern kaum Kontakt zu Deutschen. Sie sind lieber mit anderen türkischen Familien befreundet, die auch in Sterzhausen leben. Das liegt zum einen daran, dass sie noch

nicht so gut Deutsch sprechen können, zum anderen aber auch an ihren Lebensgewohnheiten, die sich von denen der Deutschen unterscheiden. Vermutlich ist das auch der Grund, warum Deutsche ebenso wenig mit Türken zu tun haben. Man muss sich schließlich irgendwie verständigen können, um Freunde zu werden.

Mustafa ist sich aber nicht sicher, ob seine Eltern noch genug Zeit haben, um ihre Sprachkenntnisse zu verbessern und sich an die Mentalität und Lebensweise der Deutschen zu gewöhnen. Denn bald werden sie genug Geld haben, um in die Türkei zurückkehren zu können. Dort werden sie sich eine neue Wohnung in der Stadt kaufen. Eine größere und schönere. Vielleicht kann Mustafa dann endlich ein eigenes Schlafzimmer haben.

## **2006**

Tage, an denen Oma Windbeutel vorbeibringt, gehören definitiv zu Rabias Lieblingstagen. Zwar sagt Oma immer, dass deutsche Desserts – oder

allgemein deutsche Speisen – mit türkischen nicht mithalten können, aber bei den Windbeuteln der Bäckerei Althaus kann auch sie nicht Nein sagen. Während Rabia am Esstisch sitzt und genüsslich ihren Windbeutel isst, unterhalten sich ihre Mutter und Oma über ihre Sommerpläne.

„Wir wollen dieses Jahr in den Urlaub fliegen“, sagt ihre Mutter. „Mustafa hat bereits mit dem Reisebüro telefoniert.“

Kaum hat sie den Satz zu Ende gesprochen, klinkt sich Rabia in das Gespräch ein: „Schon wieder Türkei?“ Die Frage ist rhetorisch. Natürlich geht es in die Türkei. Wie jedes Mal. Rabias Familie hat noch nie woanders Urlaub gemacht. Wenn man das, was sie machen, überhaupt „Urlaub“ nennen kann. Rabia würde es eher als Verwandtenbesuch-Marathon bezeichnen. In diesem Zusammenhang unterscheiden sie sich kaum von anderen türkischen Familien in Deutschland.

Obwohl Rabia die Antwort schon weiß, versucht sie dennoch ihr Glück und fügt noch eine

zweite Frage hinzu: „Können wir dieses Jahr in ein anderes Land? Wir waren schon hundert Mal in der Türkei.“

„Rabia. Du weißt, dass das nicht geht.“ Die Antwort hatte Rabia bereits erwartet.

„Warum nicht? Meine Freunde machen auch immer in anderen Ländern Urlaub. Julia fliegt mit ihrer Familie nach Italien. Und Miriam anscheinend nach Griechenland oder so.“

„Das Ding ist“, antwortet ihre Mutter mit erhobenen Augenbrauen, ihr Nicht-Schon-Wieder-Dieses-Thema-Blick, „der Sommerurlaub ist die einzige Möglichkeit für uns, unsere Familien zu besuchen. Du weißt das ganz genau. Ich verstehe nicht, warum wir jedes Mal darüber diskutieren müssen.“

„Das Ding ist, Mama“, entgegnet Rabia, „dass ich Urlaub machen und nicht Verwandte besuchen will. Ich kann noch nicht mal richtig Türkisch sprechen. Das ist mir immer so peinlich.“

„Sei nicht albern, Rabia. Wir sind ja nicht die ganze Zeit bei Verwandten.“

„Und außerdem ist dein Türkisch in Ordnung“, fügt ihre Oma hinzu.

„Ach ja? Warum werde ich dann jedes Mal ausgelacht, wenn ich in der Türkei Türkisch spreche?“

„Hör auf, Ausreden zu suchen“, befiehlt ihre Mutter, die nun sichtlich verärgert ist. „Du kannst gerne woanders Urlaub machen, sobald du dein eigenes Geld verdienst. So lange *wir* den Urlaub bezahlen, fliegen wir in die Türkei. Iss deinen Windbeutel.“ Ihr letzter Satz bedeutet so viel *wie dieses Thema ist abgeschlossen* und sie dreht sich demonstrativ weg. Aber so leicht lässt sich Rabia nicht abschütteln.

„Dann geht doch zurück in die Türkei, wenn ihr eure Familien so sehr vermisst. Dann müssen wir nicht jedes Jahr unsere Sommerferien dafür verschwenden.“

Rabia weiß, dass sie mit dieser Aussage eine gewisse Grenze überschritten hat. Doch bevor ihre Mutter anfangen kann, ihr eine Standpauke zu halten, springt ihre Oma ein und versucht,

den Konflikt auf eine sanfte Weise zu lösen: „Du kannst das nicht wissen, weil du das noch nie durchmachen musstest, aber glaub mir, es ist nicht so einfach, alles hinter sich zu lassen und sich eine neue Existenz in einem anderen Land aufzubauen. Wenn es so einfach wäre, wären wir schon längst wieder in der Türkei. So war es ja ursprünglich geplant. Aber wenn sich deine Kinder einmal an ihr neues Leben in Deutschland gewöhnt haben, ist es schwierig, sie erneut von ihrer gewohnten Umgebung zu trennen. Deswegen mussten wir uns irgendwann von unseren Rückkehrplänen verabschieden. Den Eltern deiner Mutter ging es wahrscheinlich ähnlich.“ Sie schaut kurz zu ihrer Schwiegertochter, die diese Vermutung mit einem Nicken bestätigt. Danach fährt sie fort: „Deine Großeltern und Eltern haben viele Schwierigkeiten durchgemacht, um dir das Leben zu ermöglichen, wovon wir selbst in deinem Alter nur träumen konnten. Dafür haben wir auf Vieles verzichten müssen.“

„Und deswegen“, fügt ihre Mutter hinzu, „ist es nur fair, wenn auch du – uns allen zuliebe – auf gewisse Dinge verzichtest. Zum Beispiel auf einen tollen internationalen Sommerurlaub.“

Kaum hat Rabia ihren Mund geöffnet, um ein Gegenargument zu liefern, überlegt sie es sich anders. Die Tatsache, dass sie die Türkei nicht wirklich als ihre Heimat ansieht, verletzt ihre Oma und Mutter schon genug. Da muss sie nicht noch eins draufsetzen. Sie findet aber, dass ein Kompromiss besser als eine Niederlage ist.

„Nur bis ich mein eigenes Geld verdiene“, sagt sie deshalb.

„Damit kann ich leben“, antwortet ihre Mutter, denn Mütter haben immer das letzte Wort.

*Bald*, denkt sich Rabia. Nur noch ein paar Jahre, bis sie einen richtigen Job hat und finanziell unabhängig ist. Ihre Eltern können sie dann nicht mehr zwingen, immer wieder ein Land zu besuchen, zu dem sie – weil sie in Deutschland geboren und aufgewachsen ist – nicht dieselbe Bindung hat wie sie.

## 2019

Kaum hat Rabia ihre Wohnung verlassen und ist langsam zu ihrem Auto gewatschelt, muss sie feststellen, dass sie kaum noch hinter das Lenkrad passt. Kurz überlegt sie, ob sie ihren Einkauf doch online erledigen sollte, aber nach einer kleinen inneren Diskussion entscheidet sie sich dagegen. Selbst wenn sie ihre Umstandskleidung heute bestellt, wird das Paket wahrscheinlich erst in ein paar Tagen ankommen. So lange kann und will sie nicht warten. Wenn sie noch einen Tag in Jogginghose und Sweatshirt herumlaufen muss, wird sie definitiv durchdrehen. Davon ist sie überzeugt.

Ohne noch mehr Zeit zu verlieren, startet sie den Motor und fährt los. Heute Abend ist das Fastenbrechen im Krafts Hof, dem Dorftreffpunkt. Bis dahin muss sie zurück in Sterzhausen sein. Sie darf in ihrem Zustand zwar nicht fasten, aber das heißt nicht, dass sie auf das leckere Essen und das Miteinander verzichten muss. Und überhaupt kommen ja nicht nur Menschen, die bekennende

Muslime sind, sondern es sind wie immer alle Mitbürgerinnen und Mitbürger eingeladen. Auf den Kulturaustausch wird hier viel Wert gelegt. Auch wenn Angebote dieser Art nicht immer von Nicht-Muslimen wahrgenommen werden.

Die Fahrt nach Marburg, die nächstgrößte Stadt, ist für Rabia eigentlich Routine. Früher, als sie dort die weiterführende Schule besuchte, fuhr sie meistens mit Bus und Bahn. Heutzutage eher mit dem Auto. Viele Dinge kann sie in Sterzhausen erledigen. Der Kleidungs-Einkauf gehört leider nicht dazu. Auch Marburg ist nicht unbedingt für eine ausgiebige Shopping-Tour geeignet, aber im Vergleich zum Dorf ist die dortige Auswahl auf jeden Fall größer. Bei dem Wort „Auswahl“ denkt Rabia an ihren überfüllten Kleiderschrank und muss plötzlich über sich selbst lachen. Wie verwöhnt sie doch mittlerweile ist. In ihrer Kindheit trug sie meist Kleidung aus der Altkleidersammlung. Ihre Mutter arbeitete damals, wie fast alle türkischstämmigen Sterzhäuserinnen in dieser Zeit, im

ortsansässigen Textilsortierbetrieb. Gelegentlich kaufte sie dort die schönsten Teile für ihre Familie ab. Nicht, weil ihr das Geld für neue Kleidung fehlte, sondern weil sie die typische Gastarbeiter-Mentalität, zu der in erster Linie Sparsamkeit gehört, einfach nicht loswerden konnte. Und das, obwohl zu diesem Zeitpunkt kristallklar war, dass sie nicht mehr in die Türkei zurückkehren würden. Zumindest nicht, bis ihre Kinder erwachsen waren. Rabia hatte nie ein Problem mit der sparsamen Lebensweise ihrer Familie. So lief es halt damals.

Heutzutage tragen die meisten Kinder nur Kleidung von H&M, Zara und Co., denkt sich Rabia. Auch bei ihrem eigenen Kind wird das nicht anders sein. Denn im Gegensatz zu ihrer Mutter gönnt sich Rabia gerne mal das eine oder andere. Die Zeiten haben sich geändert, so auch die Mentalität und Lebensweise der neuen Generation. Die Existenzängste ihrer Großeltern- und Elterngeneration betreffen sie nicht mehr. Wozu dann noch bescheiden leben?



Bald wird sich Rabia zusammen mit ihrem Ehemann ihr Traumhaus bauen. In Sterzhausen, damit auch ihre Kinder in dem Dorf aufwachsen, in dem sie eine wunderschöne Kindheit genießen durfte. An Wegziehen hat sie noch nie gedacht, ge-

schweige denn an Rückkehr. Denn im Gegensatz zu ihren Eltern und Großeltern gibt es für sie kein Zurück. Sie war ja immer schon hier. In Deutschland hat sich Rabia nie als Gast, sondern immer zu Hause gefühlt.







Neben Plätzen, auf die Dorfgemeinschaften stolz sind, auf denen Menschen gerne verweilen und die man neuen Gästen präsentiert, gibt es auch Orte, die eher nicht zum Postkartenmotiv taugen; die unschön auffallen, verlassen und beinahe vergessen sind. In Sterzhausen stellt einen dieser fast vergessenen Orte der alte, heute ungenutzte Sportplatz dar. Vor Jahren schon hat man ihn durch ein moderneres und schöneres Modell ersetzt, und heute „zieren“ statt begeisterten Sportler\*innen und gespanntem Publikum vor allem Schmierereien und Unkraut den einst beliebten Ort. Normalerweise sind die einzigen Worte, die man hier noch findet, gesprayte Schriftzüge mit Beleidigungen und Kraftausdrücken. Gegen das eigene Vergessen-Werden erhebt nun jedoch der Sportplatz selbst seine alte, zornige Stimme.

# Ich bin, also denke ich

Katharina Niepel-Siemon

Ich bin der alte Sportplatz und ich strotze nur so vor Hässlichkeit.

Ich bin der Schandfleck, den ihr euch tief ins Dorfherz gepflanzt habt.

Ihr habt im Ernst geglaubt, ein Ort könne nicht sprechen?

Weit gefehlt. Seht nur her, denn ich klage euch an.

Ich bin der alte Sportplatz und mir ist so kalt.

Die lachenden Gesichter sind weitergezogen. Jubel, Geschrei und Gesänge längst verhallt.

Was hat der Neue, das ich euch nicht bieten kann? Immer größer, besser, schöner – Eure Ansprüche machen mich krank.

Ich bin der alte Sportplatz und ich werde misshandelt.

Meine Türen sind für immer verschlossen. Jeder Nagel schmerzt. Ihr zerstört, baut abermals auf, bevor ihr ja doch wieder zerstört.

Wisst ihr, wie man so etwas nennt?

Folter.

Ich bin der alte Sportplatz und ich stinke zum Himmel.

Müll wohin das Auge reicht. Mein Kleid gewebt aus wildem Mohn, durchsetzt mit Schutt und Schrott.

Ihr verschließt einfach eure Augen davor?

Hochmut kommt vor dem Fall.

Ich bin der alte Sportplatz und ich bin tätowiert.  
An mir werden für immer eure schmutzigsten Gedanken haften. Ihr suchtet *WEED*, wollt *NUTTEN* haben und beschimpft euch gegenseitig als *ARME IRRE*.

Ob ihr euch das auch ins Gesicht sagen würdet?  
Darauf ein ganz lieb gemeintes *FU*.

Ich bin der alte Sportplatz und ich bin beschämt.  
Manche Schmierereien sollten aus vergangener

Zeit stammen, sind aber ganz frisch.

Sagt mal, zittern euch eigentlich die Finger, wenn ihr mit dem Stift zum Hakenkreuz ansetzt?

Ihr werdet niemals aus euren Fehlern lernen.

Ich bin der alte Sportplatz und ich bin immer noch hier.

Ich vergesse nicht. Und das tut ihr besser auch nicht.





Bereits im eingangs erwähnten Dokumentarfilm aus den '70ern war das jugendliche Leben auf dem Dorf ein zentrales Thema. Die Kinder und Teenager, die darin damals zu Wort kamen, sind heute selbstverständlich längst erwachsen und haben nicht selten eigene Kinder und Enkel, die ebenfalls im selben Ort groß wurden oder gerade darin aufwachsen. Wie die heutige Dorfjugend „tickt“, war die Fragestellung einer der verschiedenen studentischen Arbeitsgruppen. Welche Freizeitangebote für Heranwachsende existieren heutzutage und spielt der Faktor Dorf in einer Jugend, die heute stark von Internet, Smartphones und Spielekonsolen geprägt ist, überhaupt noch eine Rolle? Um hierüber mehr zu erfahren, trafen sich manche von uns mehrfach, in unterschiedlichen Konstellationen, mit den Jugendlichen des Ortes: mal auf der Parkbank, mal im Gemeindehaus oder einfach auf der Straße. Hierbei erfuhren wir nicht nur viel über den Alltag der Jugendlichen, sondern auch über ihre ambivalente Beziehung zur dörflichen Heimat.



# Die Dorfjugend an einem Nachmittag

Darius Wildhagen

Auf meiner zweiten Runde durch Sterzhausen nehme ich eine andere Route als am Vortag. Die Fleischerei Kalender ist mein Ziel. Hier gab es am Tag zuvor eine großzügige Portion Kartoffelsalat, ein spontaner Vortrag über die Betriebsgeschichte war im Preis mit inbegriffen. Vielleicht treffe ich heute endlich mal Jugendliche. Mein Kontakt vom Kuhbingo gestern ist schon wieder abgesprungen, Katharina war mit ihrer Akquise während des Kuhbingos weitaus erfolgreicher. Langsam mache ich mir Sorgen. Gibt es hier überhaupt Jugendliche? Den Mittagstisch in der Fleischerei suchen sie zumindest nicht auf. Ich mache mich also weiter auf in Richtung Ortsende. Hier kommt ja nicht mehr viel. Eisdiele und Imbisse. Kurz darauf komme ich zu dem Parkplatz eines Supermarkts. Ein kleiner Snack vom Bäcker kann ja nicht schaden, und wer weiß, am Ende beobachte ich noch was

Spannendes. Vor dem REWE Supermarkt sehe ich sie dann, eine Gruppe Jugendlicher. Das ist doch Katharinas Gruppe vom Kuhbingo gestern. Bingo!, kichere ich in mich hinein. Ich nähere mich unauffällig. Um lange genug in der Nähe der vier Jungs stehen zu können, kaufe ich mir beim Bäcker zwei Käsebrötchen und ein Schokocroissant. Wollen wir doch mal sehen, was die Jugend von heute bewegt, sagt der Opa in mir.

„Eine Stunde, dann haben wir das Internet hier leer gezockt. Was machen wir dann? Hast du ‘nen Vorschlag?“, fragt ein langer Lulatsch in dunklen Shorts und lässig sitzendem T-Shirt seinen Sitznachbarn. Na, hier logge ich mich doch auch gleich mal ein, denke ich und zücke mein Handy. Der Empfang hier auf dem Dorf war bislang alles andere als ausreichend. Wie halten die das hier nur aus?

„Weiß nicht. Hier ist halt nichts los“, entgegnet der blonde Junge.

„Kuhbingo war ja erst, sonst könnten wir wieder zum Sportplatz“, mischt sich ein dritter ein. Er ist kleiner als die beiden anderen und hat ganz strubbeliges braunes Haar.

„Sag ich ja, nichts los, Paul. Nachher feiert der Kalender zwar sein Jubiläum, aber das wird auch nicht so groß“, jammert der Blonde wieder. Hier lautet die Devise sicher ‚Mitnehmen was geht‘. Und ich nehme mir später nochmal so einen Kartoffelsalat mit, das steht jetzt schon fest, entscheide ich mit dem letzten Stück des ersten Käsebrötchens im Mund. Bisher erschien mir das Dorf eher ruhig, aber das sind dann doch mehr Events auf einem Haufen, als ich vermutet hätte.

Schulterzuckend gibt der Strubbelige zurück: „Besser als nichts! Lasst uns doch nochmal an der Lahn zelten, solange wir noch Ferien haben. Stört sich ja niemand dran.“ Warum nicht gleich auf eine Ferienfreizeit fahren? Dann käme man hier

auch mal weg. In dem Alter hab‘ ich das zumindest während jeder Ferienzeit gemacht.

Der Lange erwidert ungeduldig: „Leute, mir geht’s um jetzt, hier und heute! Und nicht um den Rest der Ferien. Irgendwie müssen wir den Tag noch rumkriegen.“

„Wie wär’s, wenn wir hiernach ’ne kleine Runde durch den Wald gehen? Ein bisschen Entspannung von dem ganzen Trubel der *Stadt* hier“, meldet sich jetzt der vierte im Bunde. Durch seine Brille und den gerade gezogenen Scheitel wirkt er etwas neunmalklug. Wie vernünftig! Ich hätte eher gedacht, dass Zocken höher auf der Prioritätenliste stünde. Damals war das zumindest eine meiner Lieblingsbeschäftigungen.

Plötzlich rast ein schlanker Junge an mir vorbei. Abgehetzt stößt er mit eiligen Tritten in die Pedale zur Gruppe. Eine Vollbremsung bringt ihn direkt vor ihnen zum Stehen. „Sorry, dass ich zu spät bin. Ich musste Siegfried noch Hallo sagen.“ Einstimmig tönt ein fröhliches „Siegfried!“ aus der

Gruppe zurück. Was soll das denn jetzt für ein Insider sein?

Noch auf seinem Fahrrad sitzend frag er: „Also, was machen wir? Vorschläge? Das Internet ist ja bald wieder leer, oder?“

„Wissen wir noch nicht, es ist ja nichts los. Mach' du halt 'nen Vorschlag.“

„Naja, ab und zu ist doch schon was los. Kuhbingo war doch erst. Du hast doch sogar das Bullenreiten gewonnen! Und davor war das Maibaumstellen der Burschen- und Mädchenschaft. Der steht sogar immer noch.“ Tatsächlich, jetzt erkenne ich den einen von der Preisverleihung wieder. Einen Imbissgutschein gab es für den ersten Platz, wenn ich mich richtig erinnere. Und von der Burschen- und Mädchenschaft waren gestern auch zwei dort. Ich hoffe, dass die nicht auch noch von dem Interview abspringen. Beim Kalender wird's sicher wie beim Kuhbingo, feucht-fröhlich. Kann ich mir beim Maibaumstellen auch so vorstellen. Aber das war bei den

Festen in meiner Heimatstadt nun auch nicht anders. Da fällt mir die Unterhaltung mit dem Mann am Bierwagen wieder ein. Was meinte er noch gleich? Bier sei besser als Wasser, weil im Wasser die Fische... lassen wir das. Ich lenke meine Aufmerksamkeit wieder auf das Gespräch der Jugendlichen.

Der Lange wieder: „Merkste selber, dass davor und danach lange nichts kommt, ne? Und der Gutschein für den Imbiss ist auch schon weg.“

„Ja, gut, hast ja Recht. Und mit Siggi treffen wir uns erst morgen im Raum. Dann ist wenigstens da der Nachmittag mit Pizza und Playsi gesichert.“

Hm, über den Raum hab' ich doch was gelesen. Haben die den nicht sogar selbst renoviert? Ein guter Hinweis zumindest, vielleicht bekommen wir darüber noch Zugang zu den Jungs. Und wenn's hier schon kein Jugendzentrum mehr gibt, ist das sicher eine coole Alternative.

Der Neunmalkluge darauf schelmisch: „Wehe wir bestellen morgen wieder bei Viva la Pizza, der

ist nicht so der Knaller. Nicht mal Espresso gibt's da. Und das als Italiener!“

Der Radfahrer hat sich mittlerweile von seinem Rad geschwungen: „Das hat dich letztes Mal auch nicht daran gehindert, vier Stücke auf einmal zu essen.“

„Dann gehen wir halt zum alten REWE auf's Dach, wenn der Wald für euch heute nichts ist“, wirft der Strubbelkopf ein.

Daraufhin erwidert der Neunmalkluge: „Moment, das hat doch keiner gesagt. Und außerdem ist der alte REWE fast wie der hier, nur ohne Internet.“

Der Radler: „Was denn jetzt?“

Der Blonde: „Nichts los, wie immer. Ich muss jedenfalls später noch den Rasen meiner Oma mähen. Ewig kann ich dann auch nicht wegbleiben.“

Der Lange: „Oh Mann, 'ne kleine Finanzspritze könnt ich auch gebrauchen. Schade, dass ich noch keinen Nebenjob habe. Dann hätte ich hier wenigstens was zu tun.“

Der Radler: „Vergiss Jobben, wird Zeit, dass wir endlich richtiges Geld verdienen! Schule beenden und dann ab in 'ne Ausbildung.“ Ambitioniert und hilfsbereit, nicht schlecht. Wie gern hätte ich früher Gartenarbeit bei meinen Großeltern gemacht. Stattdessen bin ich für 6,50€ die Stunde Geschirrspülen gegangen. Ich hoffe, die müssen nie für so 'nen Lohn irgendwo schufteln gehen.

Der Lange: „Ich seh' schon, am Ende fahren wir einfach auf unseren Rädern rum.“

Dafür, dass hier nichts los sein soll, kann man doch schon einiges machen: Rasen mähen, herumfahren, abhängen... klasse. Die können es sicher kaum abwarten, hier wegzukommen. Videospiele haben die Jungs sicher auch noch in der Hinterhand, wenn alle Stricke reißen. Ich kann mir aber auch vorstellen, dass es hier schnell alt wird. Naja, zur Not ist Marburg ja auch noch in der Nähe. Aber ob die so oft da hinfahren? Wenn ich die Jungs jetzt noch auf ihren Raum ansprechen könnte... am Ende lassen sie sich noch dort

von uns interviewen! Dann ließe sich ja alles klären. Aber so ganz alleine... Moment, da hinten sind doch Eda und Katharina! So ein Glück. Ich schlucke den letzten Bissen Schokocroissant runter und laufe zu ihnen. Ich schildere ihnen kurz die Situation. „Dann nichts wie los! Wer weiß, ob es in diesem Dorf überhaupt noch andere Jugendliche gibt“, erwidert Katharina entschieden.

„Hey Jungs, alles klar? Wir haben uns gestern schon beim Kuhbingo gesehen“, begrüßt sie die Jugendlichen, die uns schon haben kommen sehen.

Der Lange antwortet freudig: „Ja, moin. Wie läuft's mit eurer Exkursion?“

„Ganz ok, wir sind ja noch nicht so lange hier, aber viel scheint hier echt nicht zu gehen, oder? Und ihr seid auch gefühlt die einzigen Jugendlichen hier im Ort“, entgegne ich.

„Dann sind wir für euch ja so was wie Stars“, scherzt der Neunmalkluge.

„Ja, quasi“, lacht Eda.

„Jedenfalls, wenn wir uns hier schon über den Weg laufen: In eurem Alter wollte ich nach der Schule bloß raus aus meiner Stadt, da hatte man auch nicht gerade viel Auswahl. Auf dem Dorf stelle ich mir den Drang danach noch stärker vor, oder?“, frage ich in die Runde.

Daraufhin prustet es aus den Jugendlichen förmlich hinaus: „Raus aus unserem schönen Sterzhausen? Auf gar keinen Fall!“

Verdutzt sehe ich erst die Jungs, dann Eda und Katharina an. Damit habe ich jetzt nicht gerechnet.







Während der einwöchigen Feldforschung trafen wir uns mit zahlreichen Einwohner\*innen Sterzhausens und erfuhren in längeren Gesprächen viel über die jeweiligen Personen, ihren Alltag im Dorf, ihre Lebensgeschichten und was sie tagtäglich umtreibt: Von Menschen, die schon seit ihrer Geburt in Sterzhausen leben, oder aber solchen, die erst vor wenigen Jahren in den Ort zogen; von betagten Senior\*innen und pubertierenden Jugendlichen; von Ehepartner\*innen oder WG-Mitbewohner\*innen. Dabei ging es zwangsläufig auch immer wieder um persönliche Themen wie das ganz eigene Heimatverständnis oder die (mangelnde) Identifikation mit dem neuen Wohnort Sterzhausen.



# Regenbogenwurzeln

Franziska Peikert

*Zarte Schwaden kräuseln sich über der getöpften Tasse in ihren Händen. Kaffeeduft umhüllt sie, als sie einen kleinen Schluck nimmt und die Tasse zurück auf den alten Holztisch stellt, die Hände um den warmen Ton geschlungen. Dann schaut sie wieder aus dem Fenster, das an seinen Rändern ein wenig beschlagen ist. Einzelne Tropfen hängen außen an der Scheibe und brechen die kühl wirkenden Sonnenstrahlen, die sich immer wieder durch schnell dahinziehende Wolkentürme kämpfen. Blätter werden vom Wind an der Hauswand entlang getrieben, doch innen ist es still, seit vor wenigen Sekunden die alte Holztür im Untergeschoss zugeschlagen ist. Die drei Studierenden, die sie nach ihrer Lebensgeschichte gefragt haben, laufen draußen den Fußweg entlang, ihr Gespräch hallt leiser werdend zu ihr hinauf. Aus der Küche dringt das immer ein wenig nachhängende Ticken der geerbten Uhr an ihre Oh-*

*ren und in die Bilder, die sie vor sich sieht, während sich in ihren hellblauen Augen die gegenüberliegenden Dächer spiegeln. Worte wirbeln wie vom Wind dort draußen aufgestoben durch ihren Kopf.*

*Ziehen und ziehen lassen. Gezogen werden und sich entziehen. Umziehen, einziehen, sich verziehen. Anziehen.*

*Sie sieht sich dort sitzen, in dem großen Haus, das nicht ihr gehört und sie weiß auch jetzt, nach mehreren Jahren, nicht, ob sie es besitzen wollen würde. Tief einatmend nimmt sie den Duft des Kaffees und das Alter der verputzten Wände in sich auf und spürt den Hauch ihrer Vorgänger. Ihr Blick fällt auf die Fotografien an der Wand: Auf die junge Frau, die sie einmal war, und die ältere Frau daneben, die sie gebar, weiter links die Kinder, die sie selbst zur Welt brachte an einem anderen Ort und die in noch größerer Ferne aufwuchsen – zwischen*

*dem bergigen Hinterland und den funkelnden Seen Italiens, zwischen prasselndem Kaminfeuer im Winter und langen Sommernächten untermalt von Konzerten tausender kleiner Heuschrecken in den duftenden Oleandersträuchern. Angestoßen durch die Fragen der Studierenden kommen Erinnerungen ans Licht, entrücken sie von sich selbst, und aus der Distanz hört sie ihre eigene Stimme ihr Leben kommentieren, sie überdeckt das Ticken der Küchenuhr. Ihre innere Stimme nimmt die einzelnen Komponenten und beginnt, daraus einen kunstvollen Zopf zu flechten.*

Du überlebst ohne Wurzeln – du bist wie Moos. Du schimmerst – in dir verfängt sich die Frische des Morgentaus. Du bist weich und zurückhaltend, beruhigend und doch ungebunden, frei.

*...oder im freien Fall, murmelt sie vor sich hin.*

Im Blick entfernter Beobachter bist du unbeständig. Du denkst, sie vertrauen dir nicht, weil du dich nicht entschieden hast, zu bleiben – deine Knie sind wie zum Sprung gebückt, du hast das

nächste Ziel im Blick. Aber das Ziel ist nie Ziel, sondern Etappe. Du siedelst dich an, wo du sein musst und wo es geht, stets bereit, wieder zu gehen. Kein Untergrund ist dir genug, oder: kein Untergrund könnte genügen, denn du hast nie gelernt, einen Untergrund zu spüren.

*Sie versetzt ihren linken Fuß, und der Holzfußboden knarzt. So viele Böden hat sie schon betreten, hat auf ihnen gegessen, gebastelt, geliebt und doch nie einen als ihren empfunden – 18 Umzüge, schätzt sie, waren es in den letzten drei Jahrzehnten. Sie lässt den Blick schweifen und sieht ihre Kinder, ihren Mann, die weit entfernten Freunde in Momentaufnahmen, das Lächeln eingerahmt, kurz wird ihr schwindelig von den vielen Orten dahinter und den vielen Namen der Gekannten und wieder Vergessenen, die sie sich so schwer merken kann. Was sie alles erlebt hat! Entfernt wirkt es, und die eigentlich so nahe große Kreis-Stadt ebenso, hier im Kleinen, wo alltägliche Aufgaben sie fordern und zugleich unterfordern. Ihre Geschichte ist gebro-*

*chen durch den Mauerfall und ihr Herkunftsland verbietet ihr den Stolz, den sie aus Italien kennt und der Stabilität gab, Identität prägte, die Wurzeln feierte. Die innere Stimme ist noch da und setzt erneut an, mit sorgenvollem Unterton, der auch sich selbst anzweifelt.*

Du schwebst, obwohl es aussieht, als wärst du gefestigt. Du bist da, wenn sie dich brauchen, du bietest Unterschlupf und Wärme, fängst auf, obwohl dein Netz keine Knotenpunkte hat. Es scheint zusammenzuhalten, doch es hängt im Nichts. Du bist nicht befestigt und wirkst doch wie eine Festung, aber deine Mauern schützen andere, während sie dich nicht tragen.

Du sehnst dich danach, kein Moos zu sein, sondern der Baum darunter. Das, was dich bindet, nährt dich nicht ewig. Du erinnerst dich an lange Tage, die lang her sind, einzelne Wurzelstränge, die nie stark genug waren, um dich zu halten, und doch so stark, dass sie dich nicht loslassen – sie nähren dich, aber einseitig. Die Traditionen dei-

ner Kindheit sind die Quelle deiner Wünsche, leuchtende Laternen des Martini, doch ihr Wasser versiegt; es sind die letzten Gerinnsel, an die du dich klammerst, weil du hier keine findest. Traditionlos erscheint dir, was nicht in dir gewachsen ist.

Du kannst nicht verholzen. Nicht Stabilität, sondern Wandel ist dein Kern. Du kannst dich anpassen, zusammen- oder in die Länge ziehen. Umziehen. Deine Schwäche ist deine Stärke, und deine moosigen Muskeln sind wie Wolkentürme – mächtig, aber immer vom Wind betrieben. Es strengt dich an und ist doch Teil von dir.

*Auf der Straße vor dem Haus hat sich eine Gruppe Kinder versammelt und malt mit Kreide gegen das Grau des noch feuchten Asphalt an. Ihr Lachen hallt zwischen den Fassaden zu ihr hinauf. Sie denkt an die Ihren, die ebenfalls stark sind wie sie selbst, Wolkentürme, die es gewohnt sind weiterzuziehen. Sie wachsen am Wechsel und schätzen gleichsam den Moment. Der Kindergarten muss*

*soeben geendet haben, denn Eltern und Großeltern, die Kleinen an der Hand haltend, spazieren über die schmale Straße und führen sie nach Hause. Begeisterte Rufe und Erzählungen erheben sich mit dem Wind bis an die Fensterbank hier oben über ihnen. Sie hat es genauso getan, doch nun gehen sie selbständig und brauchen ihre Hand nicht mehr – die Gespräche mit den anderen Händehaltenden sind verstummt und neue Themen fehlen, wo die Dorfstrukturen begrenzen. Freundschaften brauchen Zeit und Inhalt. Die Stimme in ihrem Kopf greift ein weiteres Wort auf, das sie im Gespräch ausgesprochen und das ein dumpfes Gefühl in ihrem Bauch ausgelöst hat.*

Jetzt lebst du wie auf einer Insel, und du kannst dich nicht ausbreiten, weil zwischen dir und den anderen der Ozean rauscht. Sie leben auf dem Festland, verwurzelt, und ihre Gegenwart ist gestaltet von ihrem Namen und ihrem Boden. Sie kennen sich, und sie kannten sich immer, sie erzählen sich und spinnen so ihr Miteinander fort,

binden es an den Ort und sein Geschehen, und du bist außen vor, erfährst nichts. Es gibt kein großes Ganzes für alle, denn dafür sind diese alle schon zu viele; ein fester Kern hat immer ein Äußeres. Ihre Kenntnis hält sie zusammen und gibt ihnen Sicherheit, auch wenn die Sicherheit ihnen die Möglichkeit nimmt, aus dem Hafen auszulaufen und den Ozean zu bereisen. Inseln wie deine zu entdecken und festzustellen, dass in all deiner Fremdheit Bekanntes schlummert, bereit, sich zu zeigen, aber zu höflich, sich ungefragt zu präsentieren. Du bist dir deiner Unaufdringlichkeit bewusst, doch du siehst nicht ihre Schönheit. Du bist deine Stille gewohnt. Du kennst es nicht anders, und deshalb kennst du niemanden von ihnen.

Doch da steht ein Leuchtturm auf deiner Insel. Du hast sie aufgrund dieses Leuchtturms aufgesucht, denn er ist dein Medium. Sein wiederkehrender Lichtkegel ist dein Glaube. Im Schatten zwischen den Lichtern holst du Atem und deine Lungenflügel bestehen aus Erinnerungen.

*Was hilft ein Lichtstrahl, wenn er im Dunkel verhallt? fragt sie zurück in den Raum, der so bewegungslos und starr wirkt und doch warm wie eine Decke um sie gehüllt ist. Ihr Glaube ist echt und ihr Vertrauen groß, doch nach Leichtigkeit sucht sie vergeblich. Die Kirchenglocken im Turm einige hundert Meter entfernt beginnen ihr dunkles Läuten, sättigen die Luft und machen den Nebel lichter – gleich wird der Pfarrer vor dem Altar stehen und mit wachem Blick von Wurzeln, Milde und Tatkraft sprechen. Sie geht nicht zu jedem Gottesdienst, die Botschaften trägt sie schon lange in sich. Ihr Mann ist in diesem Moment im Dorf unterwegs, ihm fällt der Kontakt leichter. So gern täte sie es ihm gleich, möchte sich an ihn und seine freundliche Besonnenheit binden, um es sich leichter zu machen und gleichzeitig nicht, war sie doch immer selbständig. Ihre innere Stimme sinniert weiter, und sie muss sich selbst belächeln, wie sie sich so im Gespräch befindet.*

Was du brauchst, ist das Beziehen. Umherziehen schaffst du allein, doch der Bezug lebt von

zwei Seiten. Eine Beziehung braucht eine Brücke, und eine Brücke braucht einen Brückenbauer. Früher, sagen sie auf dem Festland, sei der Brückenbauer zugleich die Brücke gewesen. Du wärst vom Moos zum Baum geworden, just als der Baum entschied, dich anzunehmen und dir mit dem Ring auch seinen Namen zu geben.

Heute brauchst du einen Grund, auf dem eine Brücke stabil stehen kann, und musst selbst bauen.

Der Ozean – der Raum zwischen deiner Insel und deinem Festland – ist aufgewühlt von Wellen, doch in ihrem Rhythmus liegt Regelmäßigkeit; der Ozean ist wild, er verändert seine Farben, doch seine Grundfarbe ist verlässlich. So wie dir der Zugang von deiner Insel aus möglich ist, ist er es auch vom Festland. Dein Glaube weist den Weg, in ihm leuchtet ein Grundvertrauen.

*Sie hebt den Blick von der letzten Pfütze in ihrer Tasse und sucht mit ihm die fast fertig geschriebene Geburtstagskarte, die sie morgen der Nachbarin*

*in den Briefkasten schieben möchte. Sie lehnt auf der Anrichte an dem mit Blumenpapier beklebten Karton, in dem sie unbeschriebene Karten sammelt. Daneben wacht eine handgemachte Drahtfigur, die sie der Tochter der Floristin auf dem letzten Flohmarkt im Ort abgekauft hat, über das Wohnzimmer. Sie erinnert sich an die fruchtige Klebrigkeit der Konfitüre auf ihren Lippen, die ihr zum Einzug vom Ortsvorstand überreicht wurde. An das offene Lächeln der Arzthelferin vor einigen Wochen. An ihr Malheur am Supermarktregal, durch das sich ein halbstündiges Gespräch mit dem Fußballtrainer entwickelte.*

Am Ufer deiner Insel liegen kleine Kiesel. Einzelnen gehen sie unter in ihrer eigenen Masse, doch in dieser Masse finden sie auch ihre Kraft. Du bückst dich, um sie zu sammeln, immer und immer wieder. Manche gleiten dir aus den Fingern, und je fester du zupackst, umso schlüpfriger werden sie. Andere lachen dich an. Es dauert, bis du zusammengetragen hast, was nötig ist, um die Pfei-

ler der Brücke zu bauen. Doch wenn der Ozean ruhig ist und seine Oberfläche glatt, dann siehst du in der Ferne, auf dem Festland, die anderen Kiesel sammeln und zu Pfeilern errichten. Sie haben das Licht in deinem Inneren gesehen. Zusammen mit dem Wasser des Ozeans verschwimmt es zu einem Regenbogen.

Und so festigt dich die Brücke. Flut- und sturmerprobt hält sie stand, wenn sie einmal steht. Nicht auf deiner Insel bist du verhaftet, sondern in der Beziehung.

Du bist nicht das Dorf. Doch das Dorf wird Teil von dir. Und wenn du auch immer dem Moos ähnlich sein wirst – ohne Wurzeln, dem Umzug zugewandt, vielleicht morgen fort – kannst du an Orten des Dorfes bauen. Sie bieten Platz für viele Brücken. Bezüge stehen deinem Umzug nicht im Weg, denn nimmst du die Kiesel auseinander und legst sie zurück an die Ufer von Insel und Festland, dann kann ein anderer sie verwenden. Oder du lässt die Brücken stehen, denn auch aus der Fer-

ne geben sie Halt und ordnen das Bild. Der Ozean bleibt. Er ist jeglicher Ort, der allen offen steht – Raum für Gemeinschaft, Grund für Beziehung.

Damit du nicht nur einziehst, sondern angezogen wirst und anziehst. Deine Wurzeln wachsen horizontal.

*Die Stimme in ihrem Kopf schweigt. Draußen hat sich der Wind schlafen gelegt und gibt ihr, dem Wolkenturm, Zeit, oder anders: Sie muss nicht der Baum sein, auch als Moos kann sie Verbindung*

*schaffen. Sie stellt die Tasse ab und richtet sich auf. Mit beiden Füßen drückt sie sich vom hölzernen Boden ab und geht langsam hinüber ans Fenster, an dem ein vorsichtiger Sonnenstrahl die letzten Regenspuren zum Glitzern bringt. Von der Straße leuchtet ein farbenfrohes Bild hinauf. Eine Ansammlung von Häusern, qualmende Schornsteine und Menschen zwischen ihnen mit frohen Gesichtern, die sich Bälle zuwerfen; dahinter ein schimmernder Regenbogen. Sie lächelt.*









Nicht nur die vielbefahrene Hauptstraße verbindet Sterzhausen mit den umliegenden Ortschaften, das Dorf besitzt auch eine Zugsanbindung mit eigenem Bahnhof. Und auch wenn dieser nur über ein Gleis verfügt und mehr an eine herkömmliche Bushaltestelle erinnert als an einen Schienenknotenpunkt, kann er doch ein sprichwörtliches „Tor zur Welt“ sein. Die RB94 fährt hier auf und ab, zwischen dem nordrhein-westfälischen Bad Laasphe und der mittelalterlichen Universitätsstadt Marburg. Auch für Jugendliche und junge Erwachsene bietet die schnelle Verbindung in die Stadt viele Möglichkeiten. Oft, wie sie uns selbst berichteten, von Langeweile geplagt, kann ein solcher Dorfbahnhof so zum Schauplatz persönlicher Geschichten werden.

# Zwischen Mohn und Bahnsteigkante

Franziska Peikert

Zahllose Blütenköpfe nickten im milden Sommerwind beständig hin und her. In leuchtendem Rot, Himmelblau und strahlendem Weiß zierten sie den Rand des Feldes gegenüber der Bank, auf der die zwei Jugendlichen Knie an Knie saßen. Nur ein, zwei Meter breit war das Gleisbett vor ihren Füßen, hier konnten keine zwei Züge aneinander vorbeifahren. Entweder, man fuhr Richtung Großstadt, oder eben weg von ihr; hinein ins Lahntal mit seinen wie von nachlässiger Künstlerhand in unregelmäßigen Tupfen verteilten Dörfern, in denen die Uhr langsamer und leiser tickte. Ronja strich sich eine Haarsträhne hinter das Ohr und lauschte Nicks Erzählung über den Schulausflug in den Kletterpark. Dabei musterte sie die kleinen Härchen auf seiner Oberlippe, die man noch nicht als Bart bezeichnen konnte, und seine grünblauen Augen, in denen sich die Scheibe der tief stehen-

den, orangefarbenen Sonne spiegelte. In wenigen Minuten würde die Bahn ihn wieder mitnehmen in die Großstadt, die niemals richtig schlief, und sie würde hier sitzen bleiben, der Sonne beim Untergehen zuschauen, mit Billie Eilish in den Ohren, und sich im Geiste an seinen Arm klammern. Kurz unterbrach er sich und nahm die Hand von ihrem Knie, fasste ihr mit zwei Fingern vorsichtig ins Gesicht und hielt ihr dann eine Wimper vor die Lippen.

„Du musst pusten und dir etwas wünschen“, sagte er grinsend, „meine Schwester macht das immer und bei der läuft’s super“. Ronja verdrehte die Augen, schloss die Lider, hielt kurz inne und schickte dann die Wimper auf luftige Reisen. Nick nutzte die Sekunde und küsste sie schnell und leicht. Kichernd schubste sie ihn zurück und legte die Beine über seine Knie, lehnte den Kopf an seine

Schulter und seufzte. Der Duft von frischer Wäsche zog aus der Straße hinter dem leeren Bahnhofsvorplatz, dessen Schotter von Rennrädern zu elliptischen Kreisen geformt worden war, zu ihnen herüber. Von irgendwo drang Töpfeklappern an ihre Ohren und in einigen Metern Entfernung quietschte Tante Lila, die vom gesamten Dorf nach ihren fliederfarbenen Pullovern benannt wurde, wortlos mit dem Gehwagen an ihnen vorbei. Sie drehte wohl ihre abendliche Runde.

„Nach deinem Geburtstag lässt dich deine Ma bestimmt mal mit mir fahren.“

„Das wäre ein Wunder. Als sie hier groß geworden ist, musste man um 18 Uhr zuhause sein. Ich glaube, egal wie oft ich ihr meinen Instagram-Account zeige, sie checkt nicht, dass die Welt sich verändert hat.“

Ronja zog das Smartphone aus ihrer Hosentasche, überprüfte ihre Apps in einer wenige Sekunden währenden Wisch-Bewegung und erhob sich. Achtsam setzte sie ein Knie auf die staubigen Plat-

ten am Boden, stützte den Ellbogen auf und öffnete die Kamerafunktion.

„Lächeln oder so tun, als wär‘ ich nicht da!“

Mit einer gekonnten Drehung erfasste sie seine schlanke Figur von unten und bewegte das Gerät so lange minimal, bis das tiefe Sonnenlicht durch die Linse in glimmende Strahlen gebrochen auf ihren in die Ferne blickenden Freund fiel, und löste mehrfach aus. „Neues Profilbild!“ Dann hüpfte sie kurzerhand über die Gleise und hielt die Blüten am Feldrand ebenso fest: „Neue Insta-Story!“ Nick prustete und schüttelte den Kopf, dann streckte er die Arme nach ihr aus, sodass sie schnell zurücksprang und sich wieder an ihn drückte.

„Aber ich meine, sie ist doch manchmal in der Stadt unterwegs und müsste sich denken können, dass da mehr los ist für uns.“

„Die sind hier halt so. Sie durfte früher nicht weg, also darf ich auch nicht. Oder halt nur, wenn sie mich fährt. Ob ich jetzt 15 oder 16 bin, ist dann auch egal. Ich hab’s echt versucht.“

„Vielleicht musst du’s einfach mal machen, damit sie es realisiert.“

Ronja schwieg. Sie stellte sich vor, wie ihre Mutter am Küchentisch sitzen und unruhig auf die alte Wanduhr starren würde, wenn ihre Tochter eine halbe Stunde nach abgesprochener Zeit noch nicht zuhause wäre. Eine Stunde später würde sie ihr Handy nicht mehr aus der Hand legen, hätte bereits bei den Nachbarn Alarm geschlagen und im schlimmsten Fall den Pfarrer angerufen. Das war immer ihre Notlösung. Kein Wunder, dass Ronjas ältere Schwester zu ihrem Vater gezogen war. Nur wohnte der noch einige Dörfer weiter, und so richtig wollte sie selbst gar nicht weg von hier. Gemütlichkeit hing zwischen den alten Fachwerkbauten, und morgens konnte sie durch den Wald joggen. Sie kannte die Verkäuferinnen und Landwirte, bekam von der alten Nachbarin Kekse und durfte auf dem Pferd der Familie von gegenüber reiten.

Doch die Großstadt mit ihren Cafés, Kinos und Parks, in denen im Sommer die halbe Stadt grillte

und Bier in Strömen floss, hatte ihre Finger nach ihr ausgestreckt. Genau wie Nick, und Nick war dort. Nick, den sie auf diesem Bahnsteig kennengelernt hatte, als sie beim Aussteigen ineinander-gelaufen waren, weil sie von der Schule zurückkam und er seine Großeltern besuchen wollte. Nick, mit dem sie sich dann Woche für Woche an dieser Bank getroffen und mit ihm die Kopfhörer geteilt hatte. Nick, der ihr erst einen Strauß aus schlappen Schneeglöckchen und vor neun Wochen ihren ersten Kuss geschenkt hatte. Von dem ihre Mutter wusste, allein deshalb, weil Ronja ständig grinsend vor sich hin sang.

Am Horizont, zwischen den grünen Hügeln, die das Lahntal säumten, entstanden schimmernde Reflexionen, aus denen sich langsam die Regionalbahn schälte. Ein langgezogener Ton hallte ihnen wie zum Gruß entgegen. Ronja schaute zu Nick hinüber, strich ihm über die Wange und warf dann einen Blick über die Schulter auf die Dächer ihres Heimatdorfes. Eine rot getigerte

Katze lief kurz vor der Kurve über die Straße. Zwei Tauben auf einem alten Hofgiebel flatterten umeinander. Der Duft frischer Wäsche war verzogen und hatte dem würzigen Eintopfs Platz gemacht. Im dunkelorange Licht, das von Südwesten ins Dorf drang, wirkte es, als habe jemand einen eingefärbten Bühnenstrahler auf die kleinen Wohnhäuser gerichtet. Nick zupfte an ihrem Zopf und legte seinen großen Handteller auf ihr Schulterblatt. Als er sich erhob, machte sie es ihm automatisch nach und schmiegte sich an ihn. Das Gerumpel der Bahn hatte längst das Summen der Insekten verschluckt. Schließlich kam sie vor ihnen zum Stehen und in Ronjas Brust begann es zu ziehen; sie kannte dieses Gefühl mittlerweile viel zu gut. Der warme Arm an ihrer Hüfte sollte nicht fort sein.

Die Zugtür öffnete sich begleitet von kurzen Pieptönen wenige Meter links von ihnen, niemand stieg aus. Nick zog sie lachend mit sich: „Wenn ich da jetzt nicht mitfahre, komme ich hier heu-

te nicht mehr weg.“ Er drehte sich zu ihr, presste mehrere Sekunden lang seine Lippen auf ihre und stieg dann rückwärts die Stufen hoch. Ronja zog die Mundwinkel herunter und hielt sich weiter an seinen Händen fest.

„Ich mag nicht hier auf der Bank sitzen bleiben wie immer und dich wegfahren sehen und in diese blöden Blumen starren und Depri-Musik hören!“

„Dann komm mit!“

Sie schluckte. Nick machte einen Schritt zurück auf die Trittstufe, lehnte sich an den Türrahmen und zog eine Augenbraue hoch. Dann räusperte er sich und sagte, just in der Sekunde, in der das schrille Pfeifen der Abfahrt ertönte, mit verstellter Stimme: „Bitte achten Sie auf den Spalt zwischen Mohn und Bahnsteigkante!“

Sie lachte auf und in ihrer Brust platzte irgend etwas. Ihr Wunsch, den der Wind gemeinsam mit ihrer Wimper fortgetragen hatte, kam ihr wieder ins Gedächtnis. Fest drückte sie ihre in seine

Handflächen, dann sprang sie über den Spalt zu ihm ins Abteil. Kurz darauf schloss die Tür. Im zunehmenden Fahrtwind des davon gleitenden Zuges schwangen die Mohn- und Kornblumen sanft hin und her, bis das Dröhnen der Technik verstummt war. Die Insekten summten.





P

P





GERÜSTBAU 2004er  
Deutphetal/Silberg  
Tel. 09408/91040 Fax 91044

In Dörfern wie Sterzhausen leben Menschen jeden Alters. Nicht zuletzt machte sich das auch in der Auswahl unserer Interviewpartner\*innen bemerkbar, denn während unserer Exkursion sprachen wir vom Jugendlichen bis zur Großmutter mit Vertreter\*innen der unterschiedlichsten Generationen. Ein möglichst enges und kooperatives Zusammenleben aller wird in Sterzhausen auch durch Projekte wie Kraft's Hof, einem umgenutzten alten Bauernhof unweit der Sterzhäuser Kirche, angestrebt. Neben einem Heim für Senior\*innen gibt es hier, mitten im Herzen des Dorfes, auch ein ehrenamtlich betriebenes Café, das die Dorfbewohner\*innen miteinander ins Gespräch bringen soll (und das auch von unserer Gruppe mehrfach besucht wurde). Denn häufig waren und sind es vor allem die älteren Mitbürger\*innen, die Wissen in Form von Erfahrenem und Erlerntem an Jüngere weitergeben. Man muss nur danach fragen.

# Erinnern und berühren

Katharina Niepel-Siemon

Im Dorf wird gemunkelt, es gäbe hier die geborene Erzählerin. Du könntest diese alte Dame ja einfach nach den Geschichten ihres Lebens fragen. Den Weg zu ihrem Haus hat man dir gezeigt, es scheint wirklich leicht auffindbar zu sein. Ist ja auch nicht schwierig, denkst du dir, in einem so kleinen Ort. In Gedanken setzt du schon einen Fuß vor den anderen, dein Körper aber verweilt an Ort und Stelle, er sperrt sich. Warum zögerst du nur?

Würdest du sie fragen, ob sie dir etwas aus ihrem Leben erzählte, vielleicht würde sie ja sofort entgegenen, dass sie doch nur eine alte Frau sei, die ein ganz normales Leben geführt hat. Dass sie keine besonderen Geschichten zu erzählen hat. Dass sie dich nicht langweilen oder gar aufhalten will. Ach, und wenn schon. Dann würdest du eben auf andere Weise fragen. Du könntest die Worte aus-

tauschen, sie die alte Dame ein wenig kitzeln lassen. Deine Beharrlichkeit würde gewiss belohnt werden. Und dann würden die Geschichten nur so aus ihr sprudeln. Also warum zögerst du noch?

Würdest du sie fragen, wer weiß, was dann alles auf dich zukäme. Alte Weisheiten aus längst vergangenen Zeiten würden dich wohl erwarten. Beliebige Erzählungen aus dem Leben einer einzelnen, für die Geschehnisse der Welt nicht maßgeblich wichtigen, alten Dame. Unmodern. Unbedeutend. Uninteressant. Würde sich womöglich auch noch unbequem anfühlen. Aber mal ehrlich, hast du nicht auch schon deine eigenen Großeltern dafür belächelt, dass sie immer und immer wieder dieselbe Geschichte erzählten? Und gleichzeitig realisiert, dass es offensichtlich eine Geschichte mit großer Bedeutung sein musste? Hier lauern keine trivialen Erzählungen. Denn

es sind Erlebnisse, die sie formten. Geschehnisse, die Risse hinterließen. Sie sind groß, fundamental, maximal. So würde auch diese alte Dame im Rückspiegel ihres Lebens die eigenen Erfahrungen deuten, vielleicht umdeuten und sie mit Sinn versehen.

Die ganze Zeit über fragst du dich, wozu wir überhaupt von vergangenem Leben erzählen. Du willst doch so sehr ein Mensch sein, der nicht be-reut. Der nach vorn schaut und niemals zurück. Warum also alte Geschichten hervorkramen? Wer weiß, vielleicht tun wir das ja so manches Mal, um eine Mauer um die Vergangenheit zu ziehen. Endlich, ein Schlusstrich. Und vielleicht muss diese Mauer auch hin und wieder mal mit dem Vorschlaghammer bearbeitet werden, sodass Licht auf die Gegenwart fallen kann.

Du hast es geschafft und stehst nun am Gartenzaun. Niemand hat bemerkt, welch großer Schritt das für dich war. Während du durch das Gartentürchen Richtung Haustür gehst, fallen dir unzäh-

lige Pflanzen auf. Wann ist es plötzlich Sommer geworden? Blühende Blumen, fette Büsche in sattem Grün und stolze Bäume bewachen das Haus. Hier fühlst du dich wie ein Eindringling. Trotzdem schaffst du es schließlich, dein zauderndes Ich abzulegen und all deinen Mut zusammenzukratzen. Du klingelst an der Tür zu einem dir unbekanntem Leben.

Du fragst sie nach ihrem Leben in diesem Dorf und sie erzählt von Schicksalsschlägen. Davon, wie sie nach dem Tod ihres Mannes einen ganzen Betrieb alleine führen musste, weil ihre Kinder noch zu jung waren, um ihr zu helfen. Und wie ihr eine gestandene Männerwelt dabei zunächst ablehnend gegenüber trat, sie also doppelte, oder dreifache, nein sogar vierfache Stärke entwickeln musste, um sich gleichzeitig als Frau, Mutter, Hofbesitzerin und Chefin zu etablieren. So viele verschiedene Rollen, denkst du dann. So viele Anforderungen. So viele Erwartungen, die in den Köpfen der Menschen einfach nicht zusammenge-

dacht werden wollen. Hat man nicht auch schon dich angeprangert, du könntest nicht Y sein, weil du schon X wärest?

Du fragst sie nach ihrem Leben in diesem Dorf und sie erzählt von Anpassungsfähigkeit. Davon, wie sie in ihrem Beruf immer flexibel, neugierig und kreativ bleiben musste, um die Lebensgrundlage ihrer Familie zu sichern. Wie damals, als sie ein Feld alter Blumensorten anbaute, um sie als Schnittblumen zu verkaufen. Oder wie sie sich später der Anzucht von Kürbissen als Dekoration und Nahrungsmittel widmete. Du hältst diese Neuerungen zwar für nachhaltig, aber auch irgendwie banal. Keine Gedanken, die die Landwirtschaft revolutionär voranbringen würden. Aber darum geht es vielleicht auch gar nicht. Womöglich kämpfte ihre Familie zu dieser Zeit ja gegen den anstehenden finanziellen Ruin. Ist diese Geschichte nicht auch deshalb unglaublich wunderbar und inspirierend? Schwere Zeiten haben in ihr Lösungsstrategien aktiviert, sodass sie Kri-

sen überwinden konnte. Und auch wenn du nun keine Landwirtin bist, kann sie nicht trotzdem ein Vorbild für dich sein?

Du fragst sie nach ihrem Leben in diesem Dorf und sie erzählt von ihren Pflanzen, als seien es ihre Gefährten. Blumen, Sträucher, Bäume. Klar, Natur ist schon etwas Schönes, birgt Anmut. Aber besitzt sie auch die Kraft, Lebenslinien nachzuzeichnen? Der Blick der alten Dame bleibt auf einem stattlichen Kirschbaum im Garten haften. Der Ausdruck in ihren Augen verrät dir, dass da mehr ist. Ihre Geschichte beginnt dann mit der Feststellung, dass es sich hier um eine wilde Kirsche handelt. Ein Hofangestellter mit Behinderung hatte sie vor vielen Jahren für sie besorgt. Zu Lebzeiten bekam dieser Mann auf ihrem Hof nicht nur Arbeit, sondern auch eine Familie, eine Heimat. Ganz gleich wie viel er beitragen konnte, er gehörte dazu und wurde mit Respekt behandelt. Schließlich fand er in diesem Dorf seine letzte Ruhestätte, genauso wie er es sich gewünscht hatte. Auf der Beerdigung

nahmen unzählige Trauergäste Abschied von ihm. Diese Geschichte rührt dich, lässt deinen Mund ein wenig trockener zurück. Warum ist das nur so? Du kennst die Person nicht, kennst ja nicht einmal die alte Dame. Aber dennoch spürst du, dass da etwas richtig gelaufen ist. Dass es ein Happy End gab. Womöglich weil eine Spannung zwischen Geschichte und Realität herrscht. Zumindest der heutigen Realität. Oder auch deiner Realität. Was war früher schon normal? Und dann ist da ja noch der Baum. Obgleich der Mensch schon lange fort ist, der Baum wächst unaufhörlich weiter. Er ist tief

mit der Erde verwurzelt und blüht prächtiger von Jahr zu Jahr. Merkst du tatsächlich erst jetzt, dass ein Mensch sterben kann, deine Beziehung zu ihm aber niemals endet?

Du verstehst jetzt, dass ihre Geschichten für sie die Welt bedeuten. Dass sie auch dir die Welt bedeuten. Und sie das Potential haben, der Welt die Welt zu bedeuten.

Nicht alle Berührungspunkte sind auf den ersten Blick erkennbar.

Welch ein Glück, dass du an ihre Tür geklopft hast.





Wer an das Leben auf dem Land denkt, dem kommt traditionell auch schnell die Landwirtschaft in den Sinn. Auch die grünen Felder rund um Sterzhausen werden nach wie vor bestellt und beackert, wovon sich einige von uns während einer Bauernhofführung ein Bild machen konnten und neben weidenden Kühen auch landwirtschaftlichen Hightech antrafen. Obgleich solche Betriebe noch existieren, besitzt die Landwirtschaft längst nicht mehr den gleichen Stellenwert wie noch vor wenigen Jahrzehnten. Davon zeugen mehrere stillgelegte Bauernhöfe, die das Dorfbild prägen und gegenwärtig als Wohnhäuser, Seniorenheim oder öffentliches Kultur- und Begegnungszentrum genutzt werden. Unter anderem davon beeinflusst, gibt es über den Schutz von Natur und Artenvielfalt immer wieder Diskussionen und verschiedene Ansätze, die gerade an Dörfern nicht spurlos vorbeigehen. Während auch in Sterzhausen an einer Stelle „Insektenhotels“ für den Bienenschutz aufgestellt werden, dominieren an anderer Stelle ökologisch fragwürdige Schottergärten das Straßenbild der Neubaugebiete. Gegen alles, was sie nervt, bedrängt und bedroht, geht die Natur selbst nun in einer einzigartigen Demonstration auf die schon vor langer Zeit asphaltierte Straße.



# Randale, Bambule, ein Marsch macht Schule

Nora Marleen Zado

„Guten Tag ins Studio. Ich melde mich live aus Sterzhausen, wo die Bewegung ‚Fridays for nature‘ ihren ‚March for Life‘ auf Marburg fortsetzt. Von Caldern bis Brungershausen haben sich Tiere, Pflanzen und sogar ganze Gärten und Felder auf den Weg gemacht, um hier ein klares Zeichen für ihre Zukunft zu setzen. Aus dem Aufruf ‚Wesen, lasst das Glotzen sein – reiht euch in die Demo ein‘ hat sich inzwischen eine mehrere Kilometer lange Parade gebildet. Ebenfalls angeschlossen haben sich frustrierte Haushaltsgegenstände, die sich aufgrund der modernen Landwirtschaft und dem permanent verfügbaren Nahrungsangebot vernachlässigt fühlen und um ihre Existenzberechtigung bangen. Die vielen Sprechchöre und Pfiffe nähern sich dem Gemeindeplatz im Ortskern in Sterzhausen, wo wir gespannt auf die Ankunft des Demonstrationzugs und die anschließende Kundgebung warten.

Und hier kommt auch schon die Vorhut bestehend aus verschiedenen Obst- und Gemüsesorten.“

„NICHT GEPFLANZT ODER ZERSTÖRT – WEIL SICH DIE WIRTSCHAFT AN UNS STÖRT!“

„MONSANTO MORDET, DER ZÜCHTER SCHIEBT AB – DAS IST DAS GLEICHE RASSISTENPACK!“

„Ich entnehme dem Sprechchor, dass es sich um den Klub der ‚Alten Sorten‘ handelt. Davon gibt es auch hier im Lahntal nur noch wenige, da heute kaum noch jemand Samen selbst zieht und tauscht. Viele der hier anwesenden Früchte sind die Letzten ihrer Art.

Und da geht es auch schon weiter mit den ersten Monokultur-Feldern.“

„WIR SIND HIER, WIR SIND LAUT, WEIL MAN UNS DEN HUMUS KLAUT! GEBT DEN FELDERN DEN BAUER ZURÜCK – STÜCK FÜR STÜCK!“ (Zum Moderator)  
„Schau mich nicht so an, du Scheiß Monokulturren-Fresser!“

„Leider versammeln sich im vorderen Teil der Demonstration immer wieder aggressive Teilnehmer\*innen wie saure Böden. Das gilt auch zunehmend fürs Grundwasser. Allerdings scheint hier die schlechte Laune eindeutig von zu viel Dung zu kommen. Wer so riecht, hat außer Frage einen schlechten Tag. Zusätzlich ist einigen anzusehen, dass sie unter tiefen Kompressionen leiden, da die schweren Maschinen die Böden beim Bearbeiten zusammendrücken und so das Eindringen von Wasser und Nährstoffen erschweren. Ja, werte Zuhörer\*innen, so sehen schwer ausgelaugte Felder aus, und bei einigen führt das zu starken Aggressionen!

Da kommen auch schon die dazugehörigen Feldränder, die sogenannten ‚halben Meter‘, die trotz aller Vorgaben seit Jahren nicht mehr naturbelassen sind.“

„FÜR DIE BLUMEN – FÜR DIE TIERE – WACHSEN LASSEN UNS‘RE TRIEBE!“

„Bei den ‚halben Metern‘ handelt es sich um

eine Opfergruppe der modernen Landwirtschaft, die wir oft vergessen. Entschuldigung, wollen Sie unseren Zuhörer\*innen ein kurzes Statement geben?“

„Gerne, sonst werden wir ja immer übersehen! Dabei sind wir auch voller Gift, wenn die Felder gespritzt werden, und nur wir übertragen das Gift auf andere. Wenn die Menschen mit ihren Hunden spazieren gehen oder die letzten Wildblumen abpflücken, dann haben sie die ganze Chemie an den Beinen und Händen. Das will doch niemand auf der Haut! Darum: KEIN GOTT, KEIN STAAT, KEIN GLYPHOSAT! HOCH DIE INTERNATIONALE BIODIVERSITÄT!“

„Ja, inzwischen sieht man leider kaum noch ein Unkräutchen in den Gersten- oder Weizenfeldern, doch da haben wir uns schon dran gewöhnt.“

Oh, ich höre sehr melodische Gesänge, es kann sich nur um die letzten Sterzhäuser Spatzen handeln. Wir hören mal kurz rein:“

„Wenn wir schreiten Seit’ an Seit’  
 und die alten Lieder singen,  
 und die Wälder widerklingen  
 fühlen wir, es muss gelingen:  
 Mit uns zieht die neue Zeit,  
 Mit uns zieht die neue Zeit.

Birkengrün und Saatengrün  
 Wie mit bittender Gebärde  
 hält die alte Mutter Erde,  
 dass der Mensch ihr Eigen werde  
 ihm die Fäuste voll entgegen,  
 in die Fresse muss sie treten.“

„Hier bei mir steht die Vorsitzende der Spatz-Tastiks Gesangsgruppe. Frau Sperling, warum haben Sie sich heute mit Ihrer Gruppe hier eingefunden?“

„Früher war hier im alten Ortskern alles voll mit Misthaufen. Es war kaum möglich, einen Fuß vor den anderen zu setzen, ohne in Scheiße zu treten. Und alles war voller fetter Fliegen! Wir

mussten uns nur vom Scheunendach stürzen, um den Mund voll zu haben. Doch heute, da haben wir Glück, wenn wir überhaupt was zu essen finden. Inzwischen füttern uns manche Menschen sogar ganzjährig! Wir können ja verstehen, dass sich das Dorf verändert, aber warum muss das zu unseren Lasten gehen? Darum sagen wir: GEGEN STAAT UND KAPITAL – MIST FÜR ALLE ÜBERALL! Und wenn das den zugezogenen Yuppies nicht passt, weil’s für sie hier stinkt, dann soll’n ´se wieder unter ihre Feinstaub-Glocke kriechen!“

„Entschuldigung, Frau Sperling, welche Glocke meinen Sie?“

„Na, ihre Metropolen und Großstädte, in die sie zurück sollen! Wer nicht will, dass Kinder an Lila-Kühe glauben, muss auch mit den Fladen leben – so einfach ist das.“

„Herzlichen Dank für Ihr Statement, Frau Sperling.

Da kommen auch schon die letzten ortsansässigen Obstbäume, die sich unter dem Motto ‚Nur

Fallobst, kein Faulobst‘ an dem Protest beteiligen. Guten Tag, warum haben Sie sich heute unter diesem Motto hier eingefunden?“

„Ist das nicht offensichtlich? Unsere Früchte hat immer jemand gepflückt und weiterverarbeitet. Wenn die Besitzer\*innen das nicht konnten, kamen die Nachbar\*innen oder die Kinder. Jetzt heißt es auf einmal, wir würden viel Dreck machen. Ja kein Wunder, wenn uns niemand erntet! Darum werden wir zunehmend weniger, und es werden kaum noch neue von uns gepflanzt. Und die wenigen Neuen, die nachkommen, haben es nicht leicht. Meist werden sie klein gehalten und in extreme Formen gebracht. Das ist doch nicht normal! Fragen Sie mal die Kleinen da hinten.“

„JETZT UND HIER, WEG MIT DEM SPALIER!“

„Guten Tag, Sie sind die jungen Obstbäume? Wogegen richtet sich Ihr Protest?“

„Wir wollen nicht in Reih‘ und Glied als Spalier wachsen. Auch wir haben ein Recht auf freie Entfaltung und wilde Triebe – eben auf ein ganz nor-

males Wachstum! Darum: JETZT UND HIER, WEG MIT DEM SPALIER!“

„Herzlichen Dank.“

Liebe Zuhörer\*innen, ich höre ein leises Brummen, und da erklingen auch schon die Fanfaren. Es kann sich nur um adeligen Besuch handeln. Ah ja, da sehen wir schon die Bienenkönigin mit ihrem Gefolge. Eure Majestät, darf ich höflich um eine kurze Audienz bitten?“

„Seid begrüßt! Gerne stehe ich Ihnen zur Verfügung.“

„Nun, Eure Majestät, Sie und Ihr Gefolge werden zunehmend dezimiert, ‚Bienensterben‘ ist in aller Munde. Kommt von dieser gesellschaftlichen und politischen Diskussion überhaupt etwas Greifbares bei Ihnen an?“

„Nun, die Blumen- bzw. Bienenwiesen, wie sie am Pfarrhaus und am Ortseingang in Sterzhausem gepflanzt wurden, sind nett gemeint. Nur um zu blühen, muss es regnen, und darum bleibt der Erfolg dieses Jahr wohl aus. Aus unserer Sicht ist

das alles viel zu spät. Verlass ist nur noch auf einige private Gärtner\*innen, dort finden wir immer was zu essen. Aber schon bei den Nachbarn verhungern wir.“

„Denken Sie, die Blühstreifen und Bienenwiesen werden reichen, um Ihre Population wieder zu erholen?“

„Ha, niemals! Jahrzehnte lang war hier alles voller Blumen auf den Weiden und Wiesen. Die Tiere haben das Gras in Schach gehalten. Heute steht hier nur noch nutzloses Gras und nichts und niemand weidet mehr. Unsere bisher stärksten Lobbyist\*innen sind die Imker\*innen, denn die verdienen nichts mehr, wenn sie umringt sind von Monokulturen. Sie bieten uns noch einige wenige Orte, an denen wir eine Zuflucht finden. Heute gibt es kaum noch alte abgestorbene Bäume, in denen wir leben können. Wenn wir auf einen warmen Dachboden ziehen, lassen uns die Hausbesitzer\*innen immer wieder entfernen. Dabei suchen wir uns extra Orte aus, an die niemand so

einfach drankommt. Kurzum, wir haben kein Essen mehr und keine natürlichen Unterkünfte. Einstein hat den Menschen schon 1949 gesagt, dass die Menschheit nur noch 4 Jahre hat, sobald wir verschwinden. Ihr Countdown läuft!“

„Das waren starke und nachdenkliche Worte zum Abschied.“

Hier sehen wir eine leere Scheune aus Brungerhausen. Sie ist Abgesandte und Repräsentantin für ihr ganzes Dorf, das ebenfalls ein Opfer der Moderne und sehr von gesellschaftlichen Veränderungen geprägt ist. Es gibt kaum noch Tiere und noch viel weniger Kinder. Die Bewohner\*innen werden älter, die Nahversorgung schlechter. Zusammengefasst: das Dorf stirbt aus und das trotz einer tollen und intensiven Gemeinschaft, die dort aktiv gelebt wird. Die Scheune wird begleitet von einigen Wohnwagen, die nun die neuen Bewohner\*innen der Scheunen sind. Die Scheune trägt ein großes Banner mit der Aufschrift, ‚Ist das meine Kuh?‘ und die Wohnwagen tragen Plakate mit

dem Schriftzug: ‚Nein, ich bin keine Kuh‘. Zugegeben, nicht die einfallsreichste Botschaft, die wir heute gelesen haben, aber da geht es auch schon weiter.

Über die nächsten Teilnehmer\*innen haben wir heute schon viel gesprochen. Es sind die Weiden und Wiesen rund um das Lahntal. Wie wir gehört haben, liegen viele von ihnen brach und sind inzwischen nur noch von Gras bewachsen. Hier fallen die fehlenden Tiere sehr ins Gewicht, da sie vorher die Boden- und Landschaftspflege übernommen haben. Die Sprechchöre sind unüberhörbar, wir horchen mal kurz rein.“

„ICH WILL MEINE – BULLEN UND SCHWEINE!“

„NUR MIT HALM – UND OHNE BLÜMCHEN SEID IHR NIX! (KLATSCH, KLATSCH) NUR MIT HALM – UND OHNE BLÜMCHEN SIND WIR NIX! (KLATSCH, KLATSCH)“

„Und direkt hinter ihnen kommen die ehemaligen Bewohner\*innen der Wiesen und Weiden. Ich höre schon wieder ein leises Summen. Ah ja, da kommen die wilden Artgenoss\*innen Ihrer

Majestät, die Wildbienen. Da ist auch schon der Vorstand zu sehen. Guten Tag Herr Mauer, Frau Wolle und Frau Blattschneider.“

„Guten Tag.“

„Ich bin überrascht, Sie alle hier zu sehen. Würden im letzten Jahr nicht drei große Insektenhotels im Lahntal für Sie gebaut? Eigentlich müsste es Ihnen doch gut gehen?“

„Ach ja, ich sag‘ Ihnen mal was: Würden Sie freiwillig in eine Sozialwohnung ziehen? Das sind keine Unterkünfte oder gar ein ‚Hotel‘. INSEKTEN-GHETTOS sind das! Wir mussten diese viel zu engen Neubaugebiete besiedeln, weil es ja sonst nichts anderes gibt. Aber wer will schon auf so engem Raum in Wohnblocks leben? Richtig: NIEMAND! Es ist viel zu voll bei uns. Wie sollen wir uns richtig kultivieren, wenn andauernd diese Scheiß Käfer bis morgens Lärm machen? Und haben Sie mal gehört, wie laut die brummen? Wie soll man denn da noch arbeiten gehen? Ist ja nett, dass sie uns diese, ich sag mal, Behausungen,

gebaut haben. Aber früher hatten wir alle genug Lebensräume für frei stehende Unterkünfte mit Garten! Es müsste einfach mehr Holzhaufen und abgeknickte Pflanzen geben. Aber so... Fragen Sie mal die anderen Insekten hinter uns, glücklich ist niemand, nur müssen wir uns in dieser Situation einfach zusammenraufen.“

„Oh, ich bin überrascht... Ich dachte, dass die Hotels gut angenommen werden.“

„Werden sie ja auch – aber ZU GUT! Darum sagen wir: RUNTER MIT DER LOBBY, RUNTER MIT TOXINEN! SCHLUSS MIT DER VERDRÄNGUNG, WEGEN EUREN SCHEISS PROFITEN! Mehr hab ich dazu nicht zu sagen!“

„Gefolgt werden die Wildbienen von den restlichen Insekten-Hotel-Bewohner\*innen. Es ist ein kleiner, aber lauter Tross, angeführt von ein paar wenigen Schmetterlingen. Leider werden auch diese jedes Jahr auffallend weniger.“

„GEGEN STAAT UND GEGEN GELD – BLÜHTRÄUME BRAUCHT DIE WELT!“

Da sehe ich den Kaiserlichen Kurzflügler Herrn Captain Suizzide Bomba, er ist allgemein bekannt als Urgestein der hiesigen Kamikazeflieger-Szene. Captain Bomba, der Klimawandel sollte auf Ihre Arbeit doch eigentlich keine Auswirkungen haben. Wieso sind Sie heute hier?“

„Ach wissen Sie, erst wollten wir's nicht wahrhaben, aber der Klimawandel hat uns stärker getroffen, als wir angenommen haben.“

„Wie macht sich das bei Ihnen bemerkbar?“

„Also zunächst einmal haben wir krasse Nachwuchsprobleme. Es fehlen einfach die Youngstars, die unsere Szene traditionell mit neuen und absolut maden Stunts 'nen ordentlichen Push gegeben haben. Aber die wenigen Kids, die's noch gibt, die sind einfach nicht mehr so funky wie die Dudes und Dudinen von damals. Auch ist unsere Action nicht mehr das, was sie mal war. Durch die vielen Autos und die wenigen Insekten lohnt sich ein Ride auf die Windschutzscheibe einfach nicht mehr. Wir bekommen derzeit nicht mal mehr als

26 Runs auf eine Scheibe hin. Einfach nicht cool. Gar nicht cool! Früher kam ja immer mal so ein fetter Jump dazwischen. Die Menschen haben sich so voll in die Hose gemacht vor Schreck und mussten sogar manchmal den Scheibenwischer anmachen ha-ha, weil der Placken so riesig war! Ha – ha – ha! Wenn die zuhause angekommen sind, war ALLES voll! Das waren noch Zeiten, da konnten wir noch Wholescreens auf einer Fahrt von Kernbach nach Brungershausen hinbekommen. Boom, boom, boom, alle drauf! Crazy Zeiten waren das... Hach... Und vergiss‘ nicht, dass andere Homeboys das auch mega uncool finden. Die örtliche Waschanlage musste dichtmachen, als wir unseren Standard nicht mehr abrufen konnten und wir einfach keine geilen Sessions mehr hatten.“

„Das klingt ja wirklich grauenhaft! Wo verorten Sie sich und ihre Arbeit dann in der Zukunft?“

„Naja, wir müssen einfach switchen. Autos lohnen sich heute nicht mehr, also haben wir uns

einfach was Neues gesucht. Wobei, stimmt nicht ganz, wir haben eine alte Disziplin revived.“

„Spannen Sie unsere Zuhörer\*innen nicht so auf die Folter, was machen Sie jetzt?“

„Wir sind In-Sekt-en! Ha-ha-ha! Wir verstehen uns immer noch als Anti-Kapitalistische Kamikazeflieger, wobei uns echt egal ist, ob Sekt oder Selters, alles chillig! Wir fliegen einfach alle rein, creapen dann mega widerwärtig ‘rum und dann so die Frage: sind wir so abturn, dass wir komplett ausgeschüttet werden – dann geht der Spaß von vorne los – oder verlieren wir, weil die Trinkenden nicht ins Glas watchen – Ha – ha – ha! Ein mega Event, Alter! Spaß für alle und die Buchmacher freuen sich weiterhin!“

„Danke Captain Bomba, dann wünsche ich auf Ihren neuen bzw. alten Wegen alles Gute! Bleiben Sie uns noch lange erhalten!“

Da setzt sich der Demonstrationzug wieder in Bewegung. Ein Klirren und Scheppern ist zu hören. Wahrscheinlich sind es – ja! Da kommen



auch schon die ersten Gegenstände, die sich dem Protest angeschlossen haben. Meine sehr verehrten Damen und Herren, wenn Sie das hier sehen könnten! Quasi Living-History in Form von Holzeggen, einem Hakenpflug und einer großen Gruppe Dreschflegel. Und da kommt auch schon der Grund für das laute Klirren. Das Kollektiv ‚Luft raus, Frucht rein – Innere Leere überwinden‘ bestehend aus den Lahntaler Einmachgläsern. Frau Weck, darf ich Sie kurz anhalten und um ein Statement für unsere Zuhörer\*innen bitten?“

„Ja gerne! Wir sind die leeren Einmachgläser aus den Kellern der Lahntaler, und unser langfristiges Ziel ist es, wieder randvoll gefüllt zu werden. Darum sind wir seit einiger Zeit intensiv mit Gesprächen in alle Richtungen beschäftigt, um eine entsprechende Interessenvertretung ins Leben zu rufen.“

„Das klingt ja fast wie Lobbyarbeit?“

„So direkt würde ich das jetzt nicht sagen, wir sehen uns hier eher in unserer Existenz bedroht.

Seit die Haushalte kleiner geworden sind, und Essen überall verfügbar ist, kocht niemand mehr hunderte von Gläsern mit Birnen, Zwetschgen oder Äpfeln für den Winter ein. Da essen die heute Mangos aus Afrika. Frisch! Früher hieß es, zuerst einmal die Gläser voll, weil wir Vorrat halten wollten. Bis in die ´70er Jahre ging das noch so. Aber heute... Wir waren früher noch was Besonderes! Heute kann man an jeder Ecke so ein billiges Glas mit einem Flittchen-Schraubverschluss kaufen. Dann sammeln alle die Gläser, aber eingekocht wird nix. Wir haben immerhin noch richtige Gummis und Klemmen. Und wir haben einfach echte Größe! Nicht so ein neumodischer Kleinkram, den sich jede\*r in den Keller stellt und dort verstauben lässt.“

„Nun, ich kann Sie da durchaus verstehen. Wir hatten heute schon die Obstbäume hier, die aus zeitlichen Gründen niemand mehr erntet. Denken Sie, dass Sie gegen den Trend ankämpfen können, wenn schon die Obstbäume keinen Erfolg haben?“

„Das Zeit-Problem der Menschen im 21. Jahrhundert betrifft uns alle! Darum haben wir uns bereits mit den Obstbäumen und einigen anderen Akteur\*innen kurzgeschlossen. Nächstes Jahr wollen wir versuchen, das Ernten und Einmachen selbstständig zu erledigen. Das Problem ist hierbei der Preis, weil wir trotz Eigenleistung den Preis vom Discounter nicht drücken können. Darum rufen wir:

KAPITALISMUS, SCHEISSE WIE NOCH NIE! FÜR MEHR KONFITÜRE, GEGEN DIE INDUSTRIE!“

„Danke Frau Weck. Und hier kommt die Vereinigung Lahntaler Gärten, ein stadtweiter Zusammenschluss aller Gärten, die im regen Austausch miteinander stehen und regelmäßig gemeinsame Aktionen anstoßen. Letztes Jahr gab es die große Diskussion darüber, ob Schottergärten noch genug Garten sind, um als volles Mitglied anerkannt zu werden. Für die meisten Bündnismitglieder weisen Schottergärten nicht genug Indikatoren für einen echten Garten auf: Kein Bodenleben,

der Pflanzenanteil pro m<sup>2</sup> ist zu gering – kurzum keine Flora, keine Fauna, kein Garten!

Die Diskussion driftete schnell in eine philosophische und juristische Argumentation von ‚sein oder nicht sein‘ ab. Doch es konnte sich auf den Grundsatz *der Garten ist ein Sein, das nicht das ist, was es ist, und das das ist, was es nicht ist* geeinigt werden ebenso wie auf den Grundsatz *hortus salus et tutela* – er war ein Garten und wird ein Garten sein. Am Ende ist ein Garten sein oder nicht sein eine persönliche Entscheidung, denn da kaum noch im Garten gearbeitet wird, kann die Seins-Frage nicht von Dritten bzw. Gärtner\*innen und der entsprechenden Gestaltung abhängig gemacht werden. Dies erscheint in Zeiten von Empowerment und Emanzipation zu fremdbestimmt.

Wir sind gespannt, wie sich der Ausgang der Diskussion heute bemerkbar machen wird, und was wir zu sehen bekommen werden. Und da kommen sie auch schon.

Angeführt werden die Gärten von den letzten Bauerngärten des Lahntals. Sie kommen aus Kernbach und Caldern und sind mit allem angereicht, was sie aufbieten können: Schafen, Kaninchen, Hühnern mit ihren Küken, Hochbeeten, Grabland, Blumenbeeten, Obstbaumwiesen, Weideflächen – es ist unglaublich! Prall gefüllte Beete, in denen eine natürlich wirkende Mischung aus Zier-, Nutz- und Wildpflanzen eng beieinander wächst. Es duftet nach Beeren und Kräutern, und der Geräuschpegel ist geradezu beängstigend hoch! Es summt und brummt überall. Ein wirklich beeindruckendes Spektakel! Hier fallen Bienensterben und Artenrückgang nicht auf. Im Gegenteil, so viel Natur stellt sich für einige Betrachter\*innen als totale Überforderung dar.

Nicht nur die sensorische Wahrnehmung scheint zu viel, auch der damit verbundene Arbeitsaufwand scheint schon beim Anblick einige abzuschrecken. Das führt dazu, dass es immer weniger echte Bauerngärten gibt. Früher konnten Großfa-

milien in Mehrgenerationenhaushalten die Arbeit gemeinsam erledigen. Anbauen, ernten, verarbeiten, für alles gab es eine Arbeitsteilung unter vielen Händen. Doch mit den kleiner werdenden Familienverbänden leidet auch die Pflege der einst großen Bauerngärten unter dem Generationswechsel und der überalterten Gesellschaft.

Auch die eingeschränkte Mobilität ist vielen ein Dorn im Auge. Mit Pflanzen und besonders Tieren ist Urlaub nur schwer möglich. Die Arbeit bindet Gärtner\*innen an ihr Stück Land. In einer Gesellschaft, in der Mobilität einen hohen Stellenwert hat, wirkt das fast wie eine schwere Beeinträchtigung, was für viele ein zu großes Opfer der Einschränkung ist. Und dennoch gibt es heute nichts, das wir gesehen haben, das an die Schönheit, Vielfalt und Eleganz dieser Bauerngärten heranreicht. Es ist ein zugegeben zeitaufwendiges, aber dennoch menschengeschaffenes Paradies auf Erden.

Gefolgt werden die Bauerngärten von der größten Gruppe Lahntaler Gärten: den Ziergärten.

Diese zeichnen sich im Verhältnis zu Nutz- oder Bauerngärten durch eine meist pflegeleichte und rein ästhetische Gestaltung aus, mit Pflanzen, die ausschließlich der Zierde dienen. Dazu gehören große Rasenflächen und Blumenbeete. Außerdem sind sie meist viel kleiner, als ihre großen Artgenossen und beherbergen in der Regel keine Nutztiere. In den letzten Jahren konnten wir beobachten, wie die Gärten auch hier im Lahntal zunehmend kleiner geworden sind oder sogar ganz verschwinden, frei nach dem Motto: vom Grabland zum Bauland – was sich für die Besitzer\*innen als wesentlich profitabler darstellt als die unentgeltliche Gartenarbeit.“

„WIR SIND HIER, WIR SIND LAUT, WEIL IHR UNSER WILDKRAUT KLAUT!“

„Entschuldigen Sie bitte, ich sehe, Sie als Lahntaler Ziergärten laufen in zwei Gruppen?“

„Ja, das sind die Gärten aus dem alten Stadtkern, sozusagen die alteingesessenen Gärten und da hinten laufen die Gärten aus dem Neubaugebiet.“

„Aber wieso laufen Sie getrennt?“

„Ach, die gehören einfach nicht zu uns. Schauen Sie doch mal, wie klein die sind. Was soll denn da wachsen? Und wie die erst aussehen! Alle gleich gestaltet.“

„Sei doch still, du altes Ödland, und mach die Augen auf! Ihr seid nicht mehr up to date!“

„Guten Tag, Sie sind ein Garten aus dem Neubaugebiet?“

„Ja, das sieht doch ein Blinder! Schauen Sie mal: Wir haben keine schnöden Rasenflächen im Vorgarten, wir haben echte Blumenstauden mit Holz-schnitzeln, umrandet von einer schönen Findlingsmauer. So können kleine Insekten und Tiere wunderbar Nahrung und Lebensräume finden. Im ganzen alten Ortskern sehen Sie überall fast nur GRAS! Und das wird teilweise nicht mehr oft geschnitten, wie die Seitenstreifen an der Hauptstraße. Überlegen Sie mal, wie biodivers und hübsch Sterzhausen wieder wäre, wenn einfach Blumenwiesen auf die ungenutzten Grasflächen

gepflanzt würden, zum Beispiel an der Hauptstraße. Darum:

FIGHT THE CRISIS, SMASH THE SYSTEM, WHAT WE NEED IS PLURALISM! Und das gilt auch für den alten Stadtkern.“

„Danke Ihnen für diese Einschätzung. Oh, es wird dunkel. Und still, kein Summen. Und es ist auch gar nichts zu riechen. Es klingt, als würde jemand Kies über den Asphalt ziehen. Oh, das ist tatsächlich der Fall! Da kommen einige wenige Schottergärten, die noch in der Lage waren aufzustehen. Sie bewegen sich sehr langsam, ich werde mal einen ansprechen. Guten Tag, Sie sind also ein Schottergarten.“

– Stille –

„Können Sie mich verstehen?“

„Mhu hmpf muhu, mhu hm muhum, mhu mpf muh m muhmuhumpf.“

„Oh, es tut mir leid, ich kann Sie leider nicht verstehen.“

„Hmu uhmpf muph mhu hmpf.“

„Ähm... es tut mir wirklich leid, aber ich kann Sie einfach nicht verstehen“

„MHU HUHPF! UHPF PFUM MUPF MHPFEN!“

– Stille –

„Ähm... Ja! Ähm... danke für Ihr... ähm... Statement?“

„Hmhumhm.“

„Nun. ähm. Liebe Zuhörer\*innen, ähm... – Pause – Nun ja, machen wir einfach weiter.“

Da kommt der Arboribus-Borkus e.V., ein Verein aller Bäume im Lahntal. Natürlich gibt es Untergruppen zwischen den großen wilden Waldbäumen und den kultivierten oder nicht heimischen Bäumen, welche zur Zierde der Dörfer und Gärten dienen. Da können wir auch schon den ersten Sprechchören lauschen, wir hören mal rein.“

„GRENZEN VON DER KARTE STREICHEN – MENSCHEN MÜSSEN SAMEN WEICHEN!“

Guten Tag Frau Quercus, da kommen Sie ja gleich mit einer krassen Forderung um die Ecke!“

„Das nennen Sie krass? Haben Sie etwa schon mal Ihre ganze Familie verloren, weil jemand ein Haus bauen will oder Felder erweitern muss? Bei Letzterem werden Bäume für NICHTS gefällt! Immer müssen Bäume gefällt werden, damit Menschen irgendwas bauen können. Manche in den Dörfern werden sogar nur gefällt, WEIL SIE BLÄTTER VERLIEREN! Wie krank muss man denn sein! Hat sich schon mal jemand den Kopf abgehackt wegen Schuppen? Deshalb: Warum nicht mal anders herum? Unsere Sprösslinge haben es schon schwer genug.“

„Inwiefern?“

„Unsere Sprösslinge sehen viele als Unkraut, wenn sie in den Beeten hochkommen. Dabei sind das unsere Kinder! Ich lass mich ja auch nicht auf Ihre Kinder fallen. Viel schlimmer noch: Eure Kinder wissen nicht mal mehr, wozu Eicheln oder Kastanien da sind, aber zum Spielen damit reicht es gerade noch!“

„Wozu sind sie denn da?“

„PHA! Da finden die Leute es romantisch, im Frühjahr durch den Wald zu laufen und niesen oder beschweren sich über den gelben Staub auf dem Auto. Ja, was glauben die denn, was wir da machen? Händchenhalten? Wohl kaum! Wenn ihr im Frühjahr durch den Wald geht, dann haben wir alle... nun ja, wir verstehen uns mehr als eine große Swinger-Gemeinde und wollen als solche auch respektiert werden, das gilt auch für unsere Nachkommen! Ich sag immer: LIEBER QUEER UND LEBENSFROH, ALS VERKLEMMT UND HETERO! Aber eure Borkophobie ist einfach widerlich. Da flattert mir glatt mein Kambium!“

„Nur damit ich das verstehe: Sie sagen, wie die Menschen mit ihrer Sexualität und ihrem Nachwuchs umgehen, ist unangemessen? Und der Klimawandel stört Sie dabei gar nicht?“

„Ach, der Klimawandel... wir leben seit den 60er Jahren mit saurem Regen, aber gar keinen Regen, wie in den letzten Sommern, das hat einige von uns schon hart getroffen. Erst die Trockenheit, dann

Krankheiten und Parasiten. Doch wissen Sie, wir betreiben genug Nachwuchsförderung, und unser Nachwuchs passt sich teilweise den neuen klimatischen Bedingungen an. Ihr müsst den Nachwuchs nur wachsen lassen! Und dann regen sich wieder alle auf, wenn wir immer weniger werden. Die Frage ist doch: Wie lange wollt Ihr noch saubere Luft atmen? Ganz abgesehen davon, dass wir heiße Temperaturen nach unten regulieren können, sofern wir genug sind. In dem Sinne will ich auch noch anmerken, dass wir in Gedanken bei unseren Brüdern und Schwestern in Brasilien sind. Dort wird es bald heißere Temperaturen, keinen Nachwuchs und keine saubere Luft mehr geben.“

„Auch wir Menschen auf der ganzen Welt haben ein Auge auf Brasilien, immerhin wird es uns alle betreffen, sobald der Regenwald weg ist.“

„Dann sollten Sie auch besser so handeln, als wäre es Ihnen ernst! Nicht vergessen: DER FUCHS IST SCHLAU UND STELLT SICH DUMM. BEIM BAUMFÄLLER IST DAS ANDERSRUM.“

„Zu guter Letzt kommt hier eine Berufsgruppe, von der wir hier heute schon viel gehört haben und die auch bei den meisten Teilnehmenden sehr umstritten ist. Die Rede ist natürlich von den Bauern. Auch sie hat es in den letzten Jahren hart getroffen: der Markt und die Verbraucher\*innen erwarten günstige Lebensmittel, gleichzeitig soll aber bitte alles aus biologischem Anbau kommen. Dazu kommt, dass die meisten Auflagen des Umwelt- und Landwirtschaftsministeriums sich teilweise sogar widersprechen. Darum geben viele Bauern ihre Landwirtschaft auf. Inzwischen wird sogar vom großen Bauernsterben gesprochen. Bauern müssen sich heute vergrößern und zu modernen industriellen Betrieben werden um zu überleben. Außer Frage, diese Berufsgruppe hat ein hartes Los gezogen und wird dennoch für viele Umwelt- und Bodenschäden verantwortlich gemacht.“

„BAUERN VERPISST EUCH – KEINER VERMISST EUCH!“

„Oh oh, da hören wir auch schon die ersten Pfiffe und Buh-Rufe aus dem Publikum. Und...

hmm... Sind das da an der Ecke die Einkäufer\*innen der großen Discount-Ketten? Es sieht so aus, als fingen sie die Nachzügler ab. Oh und da – Zack, da haben sie sich die Bauern gekrallt und schütteln sie kopfüber, bis ihnen auch die letzten Cents aus der Tasche fallen. Umweltsünder und arm, diese Berufsgruppe hat es wirklich nicht leicht. Darum denken Sie bitte daran, wenn Sie das nächste Mal einen Bauern sehen. Kaufen Sie direkt bei ihnen oder auf den Bauernmärkten Gemüse aus biologischem Anbau, das ist ein eindeutigeres Signal an die Wirtschaft als ein Demonstrationszug. Warten Sie, einer der Bauern konnte sich losreißen und rennt in unsere Richtung. HEY, HEY! Hier, mein Junge, da hast du einen Euro, aber nicht gleich wieder alles für Pestizide ausgegeben!

Tja, meine Damen und Herren, im Umgang mit unserer Nahrung und den Landwirt\*innen in diesem Land, können wir eines immer wieder deutlich sehen: Wirr ist das Volk – gelegentlich.

Werte Zuhörer\*Innen, wir sind auf dem Höhepunkt des Abends angekommen. Die Demonstration ist zum Stehen gekommen, und alle haben sich vor der Bühne versammelt, wo schon das Rednerpult bereitsteht. Es ist absolut unglaublich, dass die heutige Gastrednerin überhaupt zugesagt hat. Eine solche Berühmtheit hier in Sterzhausen zu begrüßen grenzt an ein Wunder! Dazu kommt, dass sie körperlich in keiner guten Verfassung sein soll. Sie ist inzwischen schon im fortgeschrittenen Alter, und wie gemunkelt wird, soll sie nicht bei bester Gesundheit sein. Doch sie ist vielfache Mutter und immer noch eine absolute Power-Frau! Im Laufe der Geschichte hat sie viele Namen bekommen, wie ‚Aker‘ im alten Ägypten, ‚Gaia‘ in Griechenland oder ‚Tellus‘ im alten Rom. In Litauen wird Bier zu ihren Ehren auf den Boden geschüttet. Fast jedes Volk, das die Erde bewohnt oder je bewohnt hat, fand eine Weise ihr zu huldigen. Die Rede ist natürlich von Muttererde, eine der am meisten angebeteten Gottheiten der Menschheitsgeschichte.



Die Menge schweigt, auch ich muss flüstern. Sie erklimmt schwerfällig die Treppenstufen der Bühne, bekommt Hilfe von zwei adretten jungen Männern, ich vermute ihre Pfleger. Nun, endlich, sie rückt das Mikrofon zurecht, nimmt noch einen Schluck Wasser und blickt auf ihre Rede. Die Spannung in der Menge ist zum Greifen! Sie holt tief und röchelnd Luft.“

„T-treffen sich zwei P-planeten. S-sagt der eine-e: ‚Du s-siehst aber gar nicht g-gut aus!‘ Da s-sagt der andere-e: ‚Ja-a, ich weiß. I-ich hab h-homo sapiens.‘ S-sagt der andere: ‚D-das kenn‘ ich, geht aber vorbei!‘ “

„Wie sie gehört haben, zittert ihre Stimme. Die kleine zierliche und kränkliche – was macht sie denn jetzt? Sie tritt neben das Pult, stützt sich mit der einen Hand darauf ab, während sie mit der anderen Hand das Mikrofon in die Luft hochhält und... Bumm! Da lässt sie es vor sich auf die Füße fallen. Ihre Pfleger kommen angerannt und heben das Mikrofon auf. Scheinbar reden sie beide

schnell auf Muttererde ein und versuchen, ihr das Mikro wieder in die Hand zu drücken. Oh nein, jetzt schreit Muttererde wütend los.“

„I-ich hab diesen A-as fressenden Schmierfinken, Jauchetrinkern, Hühner-KZ-Aufsehern, Plastikfressern, Chlorhühnerfindern n-nichts zu sagen! Die fahren mit meinen Dinosauriern Auto, das ist doch Industrielle-Nekrophilie! Alles was die e-erschaffen haben, war eine Insel aus Plastik! Den nennen sie den ‚großen pazifischen Müllstrudel‘! Diese K-krebsverseuchten Smog-Atmer, Chemieesser und Pestizidschleudern werden zum Glück alle irgendwann verrecken, weil an mir kein Zentimeter mehr bewohnbar ist! Diese adipösen E-evolutionsbremsen mit ihrem absurden Chromosomenfasching! Wären diese missgebildeten Affen doch lieber mal auf den B-bäumen geblieben, anstatt r-runter zu kommen und sie zu fällen!“

„Da ertönt ein leises zustimmendes Klatschen von den Bäumen und auch die Böden scheinen sich angesprochen zu fühlen.“

„Sollen sie in ihren eigenen Pappbechern ersticken, so wie ich!“

„Muttererde macht Anstalten, sich gewaltsam von den Pflegern zu befreien und sich von der Bühne zu stürzen, während diese panisch versuchen, die kreischende Frau zu beruhigen. Und da fixieren sie sie schon am Boden! Ein Aufschrei geht durch die Menge, während die kreischende Muttererde weiter ihre Hasstiraden gegen die anwesenden Menschen ausstößt. Fassungslose Gesichter im Publikum, die Security muss die Menge

zurückhalten, die Muttererde zu Hilfe eilen will. Da wird sie auch schon in eine weiße Jacke mit Rücken-Verschluss verschnürt und von der Bühne getragen. Das Gemüt der Menge scheint hier in große Aggressivität umzuschlagen, die ersten Felder stürzen den Brunnen um und werfen mit Pflastersteinen auf die Security. Oh mein Gott! Die Anwesenden rennen in alle Richtungen davon. Die Zerstörungswut gegen menschliches Eigentum ist enorm! AAAAAH! Auch ich muss schnell weg, damit gebe ich zurück ins Studio. AAAAAHHH.“





**Betreten  
verboten!**  
Eltern haften für ihre Kinder!



Krafts Hof

# Ein Nachwort: Meine Themen, Deine Themen – unsere Youngsters im Feld

Antje van Elsbergen

Was ist mit unseren jungen Studentinnen und Studenten los? Wofür interessieren sich vier Frauen und zwei Männer zwischen Mitte 20 und Anfang 30, wenn sie als Team eine Woche lang ein kleines Dörfchen im Lahntal besuchen und das alltägliche Dorfleben besonders finden (sollen)? Welche Kontraste zu ihrem eigenen Leben stechen ihnen in die Augen und warum?

Und überhaupt: Was an einem dörflichen Alltag fällt Kulturwissenschaftler\*innen auf, das sich unter der Oberfläche einer kleinen Gemeinschaft verbirgt? Stoßen sie auf unvertraute Themen oder auf vordem Vermutetes, bereits Bekanntes, vielfach Besprochenes, gar Langweiliges?

Beeindruckt von dieser Woche in Sterzhausen waren sie, soviel steht fest. Sogar so beeindruckt,

dass sie die Anstrengung auf sich genommen haben, eine Veröffentlichung ihrer Texte zu erwirken. Andernfalls läge uns dieses Buch nicht vor. Emotional angefasst, berührt wurden sie ganz offensichtlich auch; die literarische Form, in die sie ihre Texte kleideten, bot ihnen die Möglichkeit, diese Empfindungen einzufangen und zu dokumentieren. Ein, wie ich finde, lohnenswertes Experiment, das ihnen hiermit gelungen ist, sind doch Emotionen bei wissenschaftlichen Analysen kultureller Phänomene nicht vorgesehen.

Aber was war es genau, das Studierende der Philipps-Universität Marburg aus dem Institut für Europäische Ethnologie/Kulturwissenschaft im Jahr 2019 so berührt hat, dass daraus Gedichte, eine Reportage und eine Reihe anderer kleiner

literarischer Textexperimente entstehen konnten? Die Spannungsfelder zwischen Alt und Jung, Tradition und Moderne, Mobilität und Verweilen haben sie kaum überrascht, etwas Neues haben sie nicht erwartet und nicht vorgefunden. Vielmehr sind sie in andere Schuhe geschlüpft, haben mit fremden Augen auf das Dorfleben geblickt und diese Blickwinkel zu Papier gebracht.

Wer nicht nur liest, was im Dorf geschah, welche Empfindungen und Sichtweisen die Studierenden von ihrer kleinen Forschungsexpedition mitbrachten, sondern wer sich zwischen den Zeilen selbst ein wenig auf Forschungsreise begibt, erfährt viel über diese jungen Leute. Sie setzen sich mit Ängsten vor Trennung und Tod auseinander, mit der Sorge um Umwelt und Fortschritt, mit Fragen zu Zusammenleben und Einsamkeit, sie verzagen an Verfall und Vergessen, Akzeptanz und Toleranz, und sie haben in einer Woche Dorfleben die schmerzvolle Erfahrung gemacht zu stören, nicht dazuzugehören und sind verzwei-

felt an der Suche, Codes der Dorfbewohner\*innen zu entschlüsseln. Warum sonst wäre der Straße das Rederecht erteilt worden, der Sportplatz zu Wort gekommen, hätten Bäume, Bauerngärten und Wildbienen eine stimmungswaltige Demonstration angezettelt!

Der Auftritt nicht menschlicher Akteure, höchst irritierend und gleichsam faszinierend, spiegelt in den literarischen Texten das studentische Sehnen nach dem Verstehen unbekannter Perspektiven wider, immerhin blieb vieles für sie unbegreiflich – verbargen sich doch hinter jeder Frage, die sie den Sterzhäuser\*innen stellten, unzählige weitere, die sie nicht zu formulieren wagten. Denn schließlich bedeutet Verstehen in erster Linie anzunehmen, was das Gegenüber äußert – ohne Vorwurf, Zweifel oder gar Kritik. Verstehen bedeutet Akzeptieren, egal aus welchem Beweggrund der interviewte Mensch zum Beispiel ausschließlich Positives über sein Dorf zu berichten weiß. Allein die Irritationen der

Gesprächspartner\*innen, die über alltägliche Nichtigkeiten zu sprechen gebeten wurden, war schwer genug auszuhalten. Zu anderen Äußerungen, warum das Dorf vielleicht langweilig, wenig inspirierend oder gar kontrollierend für die dort lebende Jugend ist, hätte Vertrauen gehört. Und Vertrauen braucht immer Zeit.

Wenn Katharina regelmäßig am Sportplatz neue Street Art gesprayed hätte und dabei erwischt worden wäre, wenn Franziska auf der Bahnstrecke Marburg – Bad-Laasphe täglich Kaffee und Snacks verkauft hätte, wenn Tim beim Zeitungsaustragen Fotos vom alten Sterzhausen herumgezeigt hätte, wenn Eda Türkischunterricht erteilt hätte, wenn Darius mit hartem Training die Dorfjugend zur A-Jugend im Gaming trainiert hätte und wenn sich Nora jeden Monat bei einer ande-

ren Familie als Erntehelferin, Unkrautjäterin oder Kuhdungsammlerin verdingt hätte... Ja, dann hätte ein solches Vertrauen entstehen können.

Ohne dieses Vertrauen der Dorfbewohner\*innen konnten die Studierenden nur das verstehen, was sie verstehen durften. Und das taten sie, sie fühlten und schrieben diese Gefühle auf und erfuhren auf diese Weise genauso viel über sich wie über ihre Gesprächspartner\*innen. Dass ihre Sichtweisen auf Orte, Themen, Menschen nicht die einzigen sind, und doch auch wieder einzigartig in ihren Schilderungen: Andere studentische Autor\*innen hätten andere Texte zu Papier gebracht. Ein sehr persönliches Stück von unseren und über unsere forschenden Studierenden ist dieses Buch also genauso wie über Erlebnisse und Einblicke in Sterzhausen.





ALDI TALK LTE  
DATEN SENSATION

2 GB	4 GB	6 GB
12.99	19.99	24.99

FLAT

12.99 - 12.99 18.99

In der Hand



# Die Autor\*innen

FRANZISKA PEIKERT

**Geboren am: 05.09.1993**

Lieblingssort im Lahntal: Die Bank im Feld oberhalb des Sterzhäuser Neubaugebiets

Fun Fact: Hat in der Exkursionswoche an mehr Gottesdiensten teilgenommen als in den zehn Jahren davor (nämlich zwei).

„In einer Kleinstadt aufgewachsen und mit zwölf in einen noch kleineren Vorort umgezogen, waren eher schlechte Verkehrsanbindungen, Naturnähe und Bekanntschaften im gesamten Ort für mich stets Normalität. So sehr mir Kulturevents fehlten, so froh war ich über die vielen Spaziergänge an der – wenn nicht gerade von Dung erfüllten – Luft, über Hofläden und die sonntäg-

liche Ruhe auf den Straßen. Die Exkursion bot mir die Gelegenheit, die eigenen nostalgischen Kindheitserinnerungen zu überprüfen, die Einzigartigkeit eines historisch gewachsenen Ortes zu erfassen und den Alltag in dörflichen Strukturen nachzuvollziehen. Dabei überwand ich meine Schüchternheit, lernte das Interview als Methode schätzen und verschiedene Lebensstile kennen, die meinen Horizont erweiterten. Die positiven wie auch negativen Berichte beeinflussten nicht nur meinen Blick auf meine eigenen Lebenspläne, sondern auch auf die Herausforderungen und Vorteile des Landlebens nachhaltig.“

TIM KUPPLER

**Geboren am: 10.01.1995**

Lieblingsort im Lahntal: Der Garten von Kraft's Hof

FunFact: Startete etwas heiser in die Exkursion, da er direkt vom „Rock am Ring“-Festivalgelände nach Sterzhausen kam.

„Ich bin in einem rheinland-pfälzischen Dorf in der Nähe von Koblenz aufgewachsen, welches Sterzhausen nicht unähnlich ist. So besitzt es eine ähnliche Einwohnerzahl und kann für ein Dorf von dieser Größe ebenfalls mit einer vergleichsweise starken Infrastruktur und Wirtschaft aufwarten. Da ich als Kind auch die ortseigene Grundschule besuchte, kamen nahezu alle meine frühen sozialen Kontakte aus demselben Dorf wie ich, und auch später als Jugendlicher musste ich, um Freunde zu besuchen, selten die Ortsgrenzen überschreiten. Trotz meines Studi-

ums und Lebens in Marburg komme ich immer noch sehr gerne und relativ häufig dorthin zurück, insbesondere wenn mir dörfliche Events wie die Kirmes oder die Karnevalszeit Anlass dafür geben. Das Leben auf dem Dorf ist daher für mich persönlich ein durchaus vertrautes Thema, weshalb ich mir von unserer Exkursion keine klassische ‚Fremdheitserfahrung‘ versprach. Trotzdem hatte ich während der Tage in Sterzhausen einige Gespräche, aus denen ich viele neue Impulse mitgenommen habe, und traf interessante Menschen, die man nach einem traditionellen Verständnis vielleicht eher nicht dem ‚Dorfleben‘ zugeordnet hätte. Und so denke ich gerne an die Offenheit und Freundlichkeit der Gesprächspartner\*innen sowie an die geselligen Abende im Hotel zurück.“

KATHARINA NIEPEL-SIEMON

**Geboren am: 01.06.1988**

Lieblingssort im Lahntal: Der Brunnen in der Dorfmitte Sterzhausens

Fun Fact: Vom vielen Hin- und Herlaufen in Sterzhausen hatte sie bereits am Abend des ersten Exkursionstages Blasen an den Füßen.

„Aufgewachsen bin ich einem kleinen Dorf im Landkreis Marburg-Biedenkopf, das sogar noch weniger Einwohner\*innen als Sterzhausen hat (600) und von uns Dorfkindern schon immer liebevoll und auch stolz der Kategorie ‚Kuhkaff‘ zugeordnet wurde. Der Dorfalltag ist mir also nicht fremd: Da gibt es z.B. das ungeschriebene Gesetz, dass auf der Straße alle Menschen freundlich begrüßt werden. Ich kenne aber auch den einzigen

Quadratzenimeter auf der heimischen Fensterbank, an dem das Handy Empfang hat und die stetige Hoffnung, dass der Schulbus im Winter nicht kommt. Mein erster Gedanke, als ich hörte, dass es mit unserer Exkursionsgruppe nach Sterzhausen geht, war also ‚Na super, kennste eh schon alles‘. Die Sterzhäuser\*innen haben mich jedoch eines Besseren belehrt: Von den Begegnungen auf Feiern, auf der Straße und in Gärten nehme ich ganz besondere und spannende Lebensgeschichten und -entwürfe mit. Die Offenheit, mit der ich im Alltag dieser Menschen begrüßt wurde, lässt mich positiv überrumpelt zurück.“

EDA TUNÇ

**Geboren am: 29.07.1992**

Lieblingssort im Lahntal: Die Bank am Sterzhäuser Bahnhof

Fun Fact: Auch wenn die Sterzhäuser Bevölkerung größtenteils sehr freundlich und zuvorkommend war, musste sie während der Suche nach Interviewpartner\*innen schmerzlich erfahren, dass sie mit Haustieren einfacher Kontakt aufnehmen kann als mit deren Besitzer\*innen.

„Eine Exkursion nach Sterzhausen? Warum Sterzhausen?“ Das war meine erste Reaktion, als ich im Sommersemester 2019 die Beschreibung unseres Seminars im Vorlesungsverzeichnis las. Oft denken Studierende bei einer Exkursion an weit entfernte und fremde Orte. Auch ich neige manchmal dazu, meine nähere Umgebung und vor allem das Ländliche als relativ ‚uninteressant‘ abzustempeln. In diesem Zusammenhang gab mir diese Feldforschung die Möglichkeit,

meine persönlichen Annahmen und Vorurteile über das Landleben kritisch zu hinterfragen und zu überdenken. Aufgewachsen bin ich unweit von Sterzhausen in einer Kleinstadt namens Bad Laasphe. Die begrenzten Möglichkeiten zur Freizeitgestaltung und die schlechte Verkehrsanbindung an größere Städte habe ich immer als einengend empfunden, weswegen ich mich im Vergleich zur Stadtjugend immer benachteiligt gefühlt habe und so schnell wie möglich wegziehen wollte. Aus diesem Grund war ich besonders daran interessiert zu erfahren, welchen Bezug die jungen Sterzhäuser\*innen zu ihrem Dorf haben. Das nahezu durchweg positive Bild, das unsere Interviewpartner\*innen über das Leben in Sterzhausen vermittelten, war für mich überraschend und steht definitiv im starken Kontrast zu meinen eigenen Erfahrungen.“

DARIUS WILDHAGEN

**Geboren am: 01.06.1992**

Lieblingsort im Lahntal: Vor der Theke der Fleischerei Kalender

Fun Fact: Im Jugendtreff mit der Dorfjugend war er der Beste an der Playstation.

„Ich bin in Trier aufgewachsen, was mit seinen mehr als 100.000 Einwohnern als ‚kleine Großstadt‘ gilt. Dennoch kam ich mir dort wie auf dem Kaff vor, dem ich so schnell wie möglich entfliehen wollte. Umso spannender fand ich es deshalb, für die Exkursion in ein, meiner Vorstellung nach, ‚richtiges‘ Kaff zu gehen. Hier wollte ich untersuchen, warum Menschen im Dorf bleiben oder gar dort hinziehen, sprich, welche Pull-Faktoren hier gegenüber einer größeren Stadt herrschen. Für mich war die Exkursion der erste Ausbruch aus dem Institut ins Forschungsfeld und bot eine schöne Möglichkeit, Methoden auszuprobieren und Vorannahmen kritisch zu beäugen.“

NORA MARLEEN ZADO

**Geboren am: 19.02.1990**

Lieblingsort im Lahntal: Paradiesgarten der Kirche in Caldern

Fun Fact: Jede Interviewpartnerin hat ihr ein kleines Geschenk gemacht, darunter einige Pflanzen. Diese wachsen nun wunderbar in ihrem Garten und erinnern sie an die schöne Zeit im Lahntal.

„Als bekennendes Land-Ei habe ich mich sehr gefreut, auch mal ein anderes Dorf intensiver kennenzulernen als nur die, in denen ich bereits lebte. Es ist erstaunlich, wie ähnlich Dörfer sein können und dennoch so unterschiedlich. In Sterzhausen habe ich mich sehr an meine eigene Kindheit erinnert gefühlt, und gleichzeitig bot es Einblicke in die zukünftige Entwicklung meines jetzigen Wohnortes – also sowohl ein Blick in die Vergangenheit, als auch in die Zukunft. Vor einigen Jahren habe ich mich bewusst für das ländlichere Leben entschieden und habe bis heute die Entscheidung nie bereut.“

**Franziska Peikert, Tim Kuppler (Hg.): Sterzhausen revisited - Literarische Schlaglichter auf ein modernes Dorf.** – Marburg: Förderverein der Marburger kulturwissenschaftlichen Forschung und Europäischen Ethnologie e.V., 2021.

Fotocredits: Franziska Peikert, Katharina Niepel-Siemon,  
Andrey Trofimov, Eda Tunç, Nora Marleen Zado

ISBN: 978-3-00-066580-6  
e-book: 3-978-8185-0559-2



Schon lange pulsiert das Leben auf dem Land nicht mehr nur an den Polen von Idylle und Abgehängt-Sein. Doch was macht ein modernes Dorf dann aus? Wie lässt sich sein Herzschlag erspüren? Was festigt und was gefährdet das Dorfgewebe, wo entsteht Kontakt oder Konflikt und auf welchen Ebenen hat sich das Miteinander in den letzten Jahrzehnten verändert?

Im vorliegenden Band richten sechs Studierende der Empirischen Kulturwissenschaft ihren Fokus auf das mittelhessische Sterzhausen, das als Schauplatz und Forschungsgegenstand im Film „Zum Beispiel Sterzhausen – Jugendliche und ihr Dorf“ schon 1976 überregionale Aufmerksamkeit erhielt. Menschen und ihren Lebensgeschichten, Wünsche und Sorgen, Orte der Zusammenkunft und Entzweiung und Besonderheiten im Alltäglichen eines Dorfs sind Gegenstand der Kurzbeiträge, die eine bunte Collage aus Lyrik, Prosa, Dialogen und inneren Monologen ergeben und zeigen: In Sterzhausen passiert viel mehr, als man auf den ersten Blick sieht.

ISBN: 978-3-00-066580-6

e-book: 3-978-8185-0559-2